Die Zukunft.

Berlin, den 26. September 1903.

Bebel und Genoſſen.

Qui socium habet, dominum habet.

Vor einer Plebejerſchaar, deren Häupter ihn geſtern noch bejauchzt und als uneigennützigen Helfer in Nöthen geprieſen haben, ſteht ein Mann und ſpricht, was leidenſchaftlicher Drang nach Wahrhaftigkeit ihn zu ſprechen zwingt. Ihr werdet belogen, ſagt er, Tag vor Tag von Euren Führern, Eurer Preſſe ſchamlos belogen. „Aus der Naturwiſſenſchaft will ich Euch beweiſen, daß der ‚Volksbote‘ Euch an der Naſe herumführt, wenn er Euch vorredet, daß Ihr, daß die niederen Klaſſen, die Maſſe und der Pöbel der wahre Kern des Volkes ſeien. Das iſt eine Zeitungente. Die große Maſſe iſt nur der Rohſtoff, aus dem Menſchen gemacht werden ſollen. Geht es denn nicht ſo in der ganzen übrigen Welt des Lebendigen zu? Welcher Unterſchied zwiſchen einer kultivirten und einer unkultivirten Thierfamilie! Denkt Euch zunächſt mal einen gewöhnlichen Pöbelhund, einen ekligen, zottigen, pöbelhaften Köter, der ſich nur auf den Straßen herumtreibt und die Häuſer verſaut. Und dann vergleicht den Köter mit einem Pudel, der ſchon ſeit mehreren Generationen aus einem vornehmen Hauſe ſtammt, wo er feines Futter gekriegt und Gelegenheit gehabt hat, harmoniſche Stimmen und Muſik zu hören. Glaubt Ihr nicht, daß des Pudels Gehirn ganz anders entwickelt iſt als das des Köters? Auch zwiſchen Pudelmenſchen und Kötermenſchen iſt ein gewaltiger Unterſchied. Und deshalb iſt es ganz unverantwortlich vom ‚Volksboten‘, wenn er tagaus, tagein die Irrlehre verkündet, die Maſſe und der Pöbel, die kompakte Majorität ſeien im Alleinbeſitz des freien Sinnes und der Moral und das Laſter und die Verdorbenheit und der geiſtige Dreck aller Art ſeien ein Ausfluß der Kultur.

Das selbe Blatt predigt ja täglich, die Masse, der Pöbel müsse zu höheren Lebensbedingungen gehoben werden. Kreuzhimmeldonnerwetter: wenn die Lehre des ‚Volksboten' richtig wäre, dann müßte solche Hebung den Pöbel ja geraden Weges ins Verderben führen!" So spricht der Mann; und wird nicht müde, der Menge grausame Wahrheit zu sagen, die sie wie Peitschenschläge empfindet. Und die Menge heult unter den Hieben auf, erklärt den gestern umworbenen Freund feierlich für den Todfeind des armen, bedrückten Volkes, häuft allen Koth aus den Kloaken der Volksseele auf seinen Namen, hetzt ihn mit schrillem Schimpf und mit Steinen durch die Straßen und wirft ihm die Fenster ein. Der Mann aber sammelt sorgsam die Steine und bewahrt sie zum Andenken auf, wie Trophäen. Die Hand der Nächsten, der paar Getreuen faßt er und hält sie und wärmt sich an pochenden Menschenpulsen. „Volksfeind!" „Volksfeind!" Draußen tobt die Menge; und von dem feigen Gesindel, das gestern noch mit seiner Bewunderung, seinem Dankgestammel die Stube besprenzte, ist heute Keiner mehr zu sehen. Da athmet der Vereinsamte auf und Jubel brüllt aus der wunden Brust. Er ist glücklich. Er ist allein.

Ich grüße Dich, Thomas Stockmann, den Volksfeind. Und gedenke des Tages, da der Zufall mich bei liebenswürdigen Frauen mit dem alten Ludwig Bamberger zusammenbrachte, dessen verzärtelte Bourgeoisnerven ich durch junge Wildheit geärgert hatte. „Ich habe Sie nicht vergessen", sagte er, „spreche sogar noch häufig von Ihnen. Sie sind wie Ibsens Stockmann, den ich — entschuldigen Sie — nicht ausstehen kann. Und noch schlimmer dran als er. Denn Sie neigen nach der sozialistischen Seite. Das wird Ihnen, wie Sie nun einmal sind, schlecht bekommen. Für mich ist und bleibt das Wesen der Sozialdemokratie: die Empörung der Arme gegen die Köpfe. Sie werdens am eigenen Leibe erfahren." Das hielt ich damals für die platteste Manchesterweisheit. Wenn je eine, dachte ich, ist doch die sozialdemokratische Bewegung ein Aufstand allzu lange geknechteter Geister. Ihr Ziel hielt ich immer für unerreichbar, ihre Kulturarbeit aber für die erfreulichste Leistung einer politisch unfruchtbaren Zeit. Und was sollte ich am eigenen Leibe erfahren? Ich wollte ja nichts von der Partei, blieb ihr mit bewußtem Willen fern und ließ mich von den ihr Angehörigen suchen. Stockmann durfte sich nicht beklagen. Warum sprach er in Volksversammlungen? Wer trieb ihn auf die Galeere, zwang ihn, der Masse sein persönliches Meinen und Wollen aufzudrängen? So unklug würde ich niemals sein, nie auch nur versprengte Häuflein des Proletarierheeres für meine Weltbetrachtung zu gewinnen suchen. Sondern ruhig meines Weges gehen, Denen, die nach freier Wahl zuhören

wollen, sagen, wie ich die Vorgänge und Entwickelungmöglichkeiten sehe, hörenswerthem Widerspruch Raum schaffen, — und also nie in die Fährniß gerathen, die der feine Kulturbankier mir als Schreckbild malte.

Bamberger hat Recht behalten. Drei Tage lang hat der Parteitag, die höchste Instanz der deutschen Sozialdemokratie, von der ich nie Etwas verlangt, die ich nie gesucht, der ich mich nie mit dem leisesten Wunsch genähert habe, mich geschimpft, den Namen, die Lebensarbeit des Abwesenden ohne eine Schamregung besudelt. In dieser ehrenwerthen Volksversammlung saßen mindestens acht Menschen, die mich kennen, mich umworben, Gefälligkeiten jeglicher Art von mir erbettelt und mich, als Dank für nahrhaftere Speise, die sie bei mir fanden, mit Bewunderung bewirthet haben. Die Hälfte hat feig geschwiegen, die andere Hälfte hat mitgelogen und mitgeschimpft. Zehntausend Zeitungen haben all diese Lügen und Verleumdungen weiterverbreitet. Sicher zwanzig, vielleicht sechzig Millionen Menschen haben sie gelesen. Hundert Schreiber und Redakteure wußten: das Alles, der Augenschein lehrt es schon, ist unwahr. Keiner hat widersprochen; bis auf den heutigen Tag kein einziger. Ein Kerl, der kein Gewissen hat, keine Ehre, der um schnödes Geld die heilige Sache der Freiheit verräth. Tausendmal las ichs.„Volksfeind!" „Volksfeind!"... Ich will nicht pathetisch werden. Aber man muß es erlebt haben. Das sage ich Denen auch, deren Freundschaft mir gütigen Rath spenden möchte. In ganzen Briefstößen. „Eine famose Reklame", sagt der Eine; „nun erfahren die Abertausende, denen die Presse es so lange verschwiegen hat, endlich doch von Ihrer Zeitschrift und deren Wirken; passen Sie mal auf, wie die Abonnentenzahl steigen wird!" Der Zweite: „Drei Tage lang beschäftigt die stärkste Partei Deutschlands sich mit einem einsamen Schriftsteller und mit dessen Wochenschrift. Eine größere Auszeichnung giebts gar nicht. Welche Bedeutung muß die‚Zukunft' sich erworben haben!" Der Dritte: „Sie werden froh sein, daß jetzt Niemand mehr sagen kann, Sie ständen der Sozialdemokratie innerlich nah. Nichts hat Ihrem Blatt so sehr geschadet wie dieses Gerücht." Der Vierte: „Wie mögen Sie gelacht haben, als dieses Gelichter, das sich Genossenschaft nennt, über Sie herfiel! Dieser Bebel ist ja fünfzigmal schon von hohen Offizieren und anderen Ehrenmännern öffentlich als ein elender Verleumder an den Pranger gestellt und, zum Beispiel, von Ihrem Mitarbeiter Gustav Landauer 1896 ein gemeiner Denunziant gescholten worden. Ich wünschte, Sie hättens noch dicker bekommen, damit auch der Blindeste merke, daß er Sie nicht mit den Göhre, Stadthagen, Heine und Konsorten verwechseln darf, die von ihren Genossen in traulichster Strolchsprache auf dem Parteitag titulirt wurden".

Der Fünfte: „Vollmar ein Prahlhans und Schwindler, Auer ein Ränkeschmied und Verräther, Heine ein feiger, glatter Schwätzer, ein Geck, Bebel ein eitler, sinnlos rasender Greis, dessen Größenwahn den Diktator spielen will, Stadthagen ein ausgepichter Schelm, dem man überhaupt nicht antwortet, Braun ein unverschämter Lügner: so artig charakterisirt die Sippschaft sich selbst. Und Das will uns die Freiheit, die feinste Sittlichkeit bringen und die Welt regiren! Ich beneide Sie um den Ruhm, diesen Subjekten ein Dorn im Auge zu sein." Und so weiter. Ich könnte noch zehn Seiten lang citiren. Herzlichen Dank. Gewiß hat auch Thomas Stockmann solche Privatbriefe bekommen. Aber ich nehme die Sache nicht so leicht. Auch nicht tragisch. Aber lachen kann ich darüber nicht; und noch weniger mich freuen. Die Rolle des Humoristen, der den ganzen Dreck lächelnd wegbliese, wäre ja dankbarer. Leider habe ich kein Talent zu solcher Lebensauffassung. Daß ich allein bin, empfinde ich als ein Glück. Entsetzt aber stehe ich vor dem Symptom, das erkennen lehrt, zu welcher sinnlosen, ruchlosen Dummheit die plumpe Zettelung irgend eines Lümpchens die Masse verleiten kann, von der wir in hellen Stunden — wir Thoren! — die beste Arbeit am Werk neuer Kultur erhofft hatten.

Die Masse. Denn aus der Kehle der dreihundertsechsunddreißig Delegirten jubelten Hunderttausende deutscher Arbeiter dem alten Köter Bebel zu. Und wenn er mit der selben Sammlung läppischer Lügen von Stadt zu Stadt zöge, würde er durchs ganze Reich mit Beifall bebrüllt. Bebel triumphans: Das ist das Ergebniß des Parteitages. Wir finden Alles, was er in Dresden über innere und äußere Politik gesagt hat, unglaublich öde und albern; wir staunen, daß ein Mann, der doch seit dreißig Jahren schon von der Drechslerbank in den Reichstag gerückt ist, von den einfachsten Grundlagen aller Staatswirthschaft nichts, rein gar nichts weiß; daß er sich die Finanzgebahrung des Deutschen Reiches nach dem Muster eines Kolonialwaarenladens vorstellen und ausrufen kann: „Die Lieferanten erhalten heute oft nicht ihr Geld, weil das Reich nicht zu zahlen vermag. Die Kassen sind leer. Das Reich muß sich von seinen Gläubigern längeren Kredit geben lassen!" Der jüngste Lehrling in einer Wechselstube würde nicht solchen Unsinn schwatzen. Doch was thuts? Bebel beherrscht die stärkste Partei Deutschlands mit der unbeschränkten Macht eines asiatischen Despoten. Sein Wille geschieht. Er ist Censor, Richter, Oberfeldherr, König, Gott. Er unterbricht jeden Redner, der ihm nicht behagt, mit rohen Schimpfwörtern und perfider Verdächtigung. Er behandelt in der eigenen Partei die Gegner, gebildete Leute, die seit Jahrzehnten für die sozialdemokratische Sache arbeiten, wie eine abgefaßte Gau-

nerbande, in beſſerer Laune wie unartige, lügenhafte Schulbuben, die der Magiſter übers Knie legt: und die Abgeſtraften winſeln höchſtens ein Bischen, greinen zwei Sekunden über ungerechten Tadel und verſichern den Mann mit dem Bakel dann ihrer unbegrenzten Verehrung. Dabei iſts nicht einmal richtig, Bebel einen Diktator zu ſchelten, wie Herr von Vollmar in einer Viertelſtunde wachen Muthes that. Zum Weſen eines Diktators gehört, daß er gegen den Willen der Mehrheit herrſcht; und Bebel verkörpert den Willen der weit überwiegenden Mehrheit ſeiner Partei, — er iſt die Partei. Iſt der kleine Mann, der ſich materiell und geiſtig mühſam heraufgearbeitet hat, alle Menſchen und Dinge aber noch immer von unten ſieht, aus der Kellerwohnung, und ſich rieſig heldenhaft dünkt, wenn er ſchreit: „Ich will der Todfeind dieſer bürgerlichen Geſellſchaft und dieſer Staatsordnung bleiben, ſo lange ich lebe und exiſtire, um ſie in ihren Exiſtenzbedingungen zu untergraben.“ Daß er gar nichts untergräbt, kein wichtiges Fundament, daß es der untergrabenen bürgerlichen Geſellſchaft von Jahr zu Jahr beſſer geht und nur die dumme Furchtſamkeit mancher Miniſter von nahen Revolutionen träumt und vor dem Tag zittert, da die Sozialdemokratie im Staate die Macht haben wird: davon ahnt er nichts. Macht! Der kleine Mann will ja keine Macht. Die korrumpirt nur, iſt nur für die Pudelmenſchen, nicht für die brave, ehrliche Köterkaſte. Wer nach Macht ſtrebt, iſt ein Verräther. Pfui über ihn! Der zuverläſſige Genoſſe untergräbt, ſchwört Todfeindſchaft und iſt ſehr ſtolz, wenn eine Excellenz oder gar eine Majeſtät erzählt, der Staat könne das Nahen der Umſturzgefahr nicht länger mehr unthätig mit anſehen. Dann giebts auf beiden Seiten ein großes Gerede, aber die Unthätigkeit bleibt, — hüben wie drüben. Jean Jaurès, der Führer der franzöſiſchen Sozialdemokraten, hat erſt neulich geſagt, die deutſchen Genoſſen hätten ſich das Lebensziel geſetzt, zu gleicher Zeit unentbehrlich und unthätig zu ſein, und warteten mit verſchränkten Armen den Tag ab, der ihnen die kapitaliſtiſche Geſellſchaft ſammt der Monarchie und dem Heer auf Gnade und Ungnade ausliefern wird. Das iſt Bebel, wie er leibt und lebt. Er kann im Großen nichts vernichten und fängt es nun im Kleinen an. Da leiſtet er viel. Und nicht nur im Vernichten. Auch im Drillen, Aufrütteln, Anfeuern; er amuſirt, erregt, predigt und iſt in alle Sättel gerecht. Wenn das graugelbe Kerlchen ſich am Rednerpult in Zornkrämpfen windet und mit der prachtvollen, nie ermüdenden Stimme in den Saal hineinzetert, iſts ſelbſt hart geſottenen Bourgeois ein Vergnügen, ihm zuzuhören. Der Mann hat Muth, heißt es dann, — den ungeheuren Löwenmuth nämlich, unter dem Schutz des Abgeordneten-

privilegs auszusprechen, was jeder mit redaktioneller Verantwortlichkeit bebürdete Setzer schutzlos mit seinem Leibe vertreten muß. Einerlei. Der beste Demagoge im Reich. Freilich: keinen Blutstropfen von einem Politiker. Keine noch so winzige politische Leistung. Keinen vorwärts weisenden Gedanken. Mit allen Prophezeiungen kläglich blamirt. Aber die Stimme der Armen, deren höchstes Willensziel ist, der Riesenblock zu werden, an dem das böse Trachten der Uebermächtigen zerschellt. „Auf uns blickt die ganze Welt!" „Unser Stimmzettelhaufe überragt jeden anderen!" „Was wir damit machen? Nichts? Das fehlte gerade noch. Pfui Teufel! Wir untergraben weiter und warten!" Das ist der wahre Glaube. Das ist Bebel. Und deshalb darf er mit Recht rufen: „Ich habe die Masse hinter mir!"

Er hält sich für ehrlich, für den ehrlichsten Mann auf der weiten Welt. „Ich habe eine Zeit lang den Sozialismus eben so eifrig bekämpft, wie ich ihn später propagirt habe. Aber meine Ehre ist bis zu dieser Stunde niemals auch nur mit dem kleinsten Rostflecken beschmutzt worden." „Bis zu dieser Stunde" — in der er über mich sprach —: mit dem der Bewußtseinsschwelle entschlüpften Geständniß könnte ich mich allenfalls abfinden, wenn ich die Sache satirisch behandeln wollte. Aber Bebel war niemals ehrlich, in seinem Leben nie. Er macht sich die Selbstanzeige doch gar zu leicht. Ob Gegner, ob Bekenner des Sozialismus: er ist immer ehrlich. Nur er. Kein Anderer. Wer ihn angreift, ihn auch nur kritisirt, ist ganz sicher von gemeinen Motiven geleitet. Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verleumder ist viel schändlicher, sagt das Buch Jesus Sirach in seiner sanften Weisheit. Wie viele Menschen hat Herr August Bebel verleumdet! Wie oft ist er als Verleumder vor allem Volk entlarvt worden! Manchmal hat er sich dann zu einem Ausdruck des Bedauerns herbeigelassen und dabei emphatisch seinen guten Glauben betheuert. Den will ich ihm für die meisten Fälle auch nicht absprechen. Er hat als Schuft gegen mich gehandelt; aber ich will gerecht sein und zugeben, daß er fast immer geglaubt hat, was seine Zunge sprach. Das ist viel, doch nicht genug. Besonders da nicht genug, wo über die Ehre eines Menschen gerichtet wird. Da ist vor dem Urtheil die gewissenhafteste Prüfung und Wägung nöthig: und Bebel ist leichtfertig. Da soll Ruhe im Rath sitzen: und Bebel muß sich, wenn er wirken will, zum Wütherich aufpusten. „Ich stehe jetzt vierzig Jahre im politischen Kampf." Ja; und habe vierzig Jahre lang meiner Kundschaft geschmeichelt, immer der Masse gesagt, was ihrem Ohr lieblich klang, und an keinem Feind je auch nur ein gutes Haar gefunden. Ehrlich? Ein ehrlicher Mann hätte dem Proletariat nicht vorgeschwatzt, es sei zur Welt

herrschaft reif, könne morgen den Staat leiten, Großindustrie und Großhandel zehntausendmal besser organisiren, als es heute geschieht, und so ganz nebenbei noch den Kulturbesitz der Menschheit ins Ungeahnte mehren; hätte manchmal doch die Leistung, die Fähigkeit eines Feindes anerkannt, trotz allem Haß zugegeben, daß die Bismarck, Krupp, Miquel, Bronsart, Stumm, Woermann in ihrer Art eben so nützliche Menschen sind wie Paul Singer, Klara Zetkin und Arthur Stadthagen. Für Bebel ist Bismarck ein bornirter, unwissender, niederträchtiger Junker, ein Geldjäger, Fälscher, Massenmörder, ist jeder Offizier ein Leuteschinder, jeder Industrielle ein gewissenloser Ausbeuter. Diplomatie: ein Possenblödsinn, von dem ernsthafte Menschen nicht mehr reden. Armee: Paradespielzeug und Instrument der Knechtung. Großindustrie: eine Verschwörung zu dem einzigen Zweck, dem armen Volk den Schweiß auszupressen. Wissenschaft: Phrasenschwindel im Dienste der herrschenden Klassen. Morgen, übermorgen spätestens könnte das Proletariat das Alles viel besser machen; die einzig wahre Wissenschaft hat es heute schon. Daß wirs nicht einsehen und, zum Beispiel, das Werk Mommsens und Treitschkes noch immer höher schätzen als die Historienbücher der Bebel und Mehring, ist nur natürlich: uns fehlt eben das proletarische Empfinden. Also dürfen wir auch nicht mitreden. Also haben wir auch kein Urtheil darüber, was ehrlich, was unehrlich ist. Das bestimmt Bebel. Schilt er seinen Genossen Braun einen schlauen, abgefeimten Lügner, dann ist die Sache erledigt; nimmt er in gnädiger Laune das Scheltwort zurück, dann mag Herr Heinrich Braun entsühnt wieder im Sonnenlicht wandeln. Vorgestern waren Vollmar und seine Leute feige Wichte, die im Trüben fischten, auf Kosten der Partei nach Privaterfolgen haschten und sich duckten, wenn sie abgefaßt werden sollten; am nächsten Tag wurden sie wieder in die Gemeinschaft der Reinen aufgenommen. *Laudabiliter se subjecerunt. Und es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder. Sankt Bebel kann selig sprechen und verdammen. Mag er strafen oder schonen: ehrlich ist er immer; war, ist und wird sein; gestern, heute und in alle Ewigkeit; Amen. Denn er „hat die Masse hinter sich". Der dient er auf seine besondere Weise. Er ist ihr Höfling. Wie die Schranzen dem König vorgirren, er sei mit höherer Weisheit begnadet als das Gewimmel der Unterthanen, so schwatzt Bebel dem Volk — zum Volk gehört natürlich nur, wer sozialdemokratisch wählt — die Schmeichelrede vor: Dein Instinkt trügt Dich nie und mit zuversichtlicherem Vertrauen darfst Du ihm folgen als der Lockpfeife der gelehrten Herren, die Dich umdrängen, Dich, weil ihnen das proletarische Empfinden fehlt, ins Verderben treiben. „Die Massen wissen besser als die Akademiker,

um was es sich in unserem Kampf handelt." Wer so spricht, hat noch immer die Masse hinter sich gehabt; in Athen und Rom, in London und Dresden.

Mir fehlt das proletarische Empfinden. Ich bin, um mich nicht brechen zu lassen, als schwächlicher Knabe auf die Straße gelaufen, mittellos, obdachlos umhergeirrt, ohne warmen Rock für den Winter. Ich habe mehr Noth und Elend gelitten als Herr August Bebel, habe jedes Stück, das ich besitze, mir selbst erarbeitet, ohne fremde Hilfe; und kein Dienstbote, kein Hausknecht kann kommen und nachweisen, ich hätte ihn jemals nicht wie Meinesgleichen behandelt, je an Arbeitleistung oder an Höflichkeit von ihm gefordert, was ich nicht mindestens eben so streng von mir selbst verlangte. Aber mir fehlt das proletarische Empfinden, das Bebel in seinem stattlichen Schweizerhaus hütet, wie weiland Amfortas den Heiligen Gral. Daran liegts offenbar, daß ich mir von der Ehrlichkeit, die dem Politiker ziemt, einen anderen Begriff mache als er; einen ganz anderen. Ich bin kein Engel, könnte Hamlets schlimmes Sündenbekenntniß unterschreiben und weiß, wie oft ich mit Ausbrüchen blind, ungerecht tobender Leidenschaft die paar Menschen, die mir nah sind, kränke. Nihil humani a me alienum puto. Aber ich glaube nicht, wie der bald vierundsechzigjährige Bebel, daß ein Wuthanfall der vom Politiker zu erstrebende Normalzustand ist, und bemühe mich von Jahr zu Jahr mehr, wenigstens im öffentlichen Wirken jähe Hitze zu meiden. Ich habe auch als Schreiber viele Menschen geärgert, manche gewiß ohne objektiv zureichenden Grund, doch niemals noch vor der furchtbaren Pflicht gestanden, reuig bekennen zu müssen, daß der Mann, den ich einen Schelmen hieß, unschuldig und lauteren Sinnes war. Und ich bin gar nicht immun, trage, wenn ich Rollet einen Spitzbuben nenne, meine eigene Haut zu Markt und darf, muß mich zu den Gejagten rechnen. Fünfmal bestraft. Jeder Gerichtshof aber, auch der meiner Wesensart unfreundlichste, hat mir die Reinheit des Wollens zuerkannt. Der Abgeordnete Bebel mußte schweigen, als der Kriegsminister Kaltenborn ihn in einem veröffentlichten Erlaß einen Lügner und Verleumder nannte; er mußte schweigen, denn er hatte als Zeuge vor Gericht für eine ungeheure Anschuldigung nicht den Schatten eines Beweises zu erbringen vermocht. Nach solchem Erlebniß, das nicht etwa vereinzelt blieb, schreit er: Kein Rostfleck auf meiner Ehre! Und hat die Masse hinter sich. Ja — fast hätte ich gesagt: Kreuzhimmeldonnerwetter! —, könnte ich die, einen beträchtlichen Theil wenigstens, nicht auch hinter mir haben? Wäre mirs unmöglich gewesen, in elfjähriger Arbeit ein Mandat zu kapern? Nicht Muth genug? Als ob heutzutage zum Eintritt in die Sozialdemokratie noch Muth gehörte! Wo

sind denn die Kriegsnarben der Singer, Kautsky, Heine, Mehring, Braun, Goehre, Südekum, all der unangefochten und recht behaglich lebenden Leute, die immer von grausigen Kämpfen reden und sich noch nie die Haut geritzt haben? Oder ist mein Talent, mein Wissen zu gering? Um die in Dresden verkündete finanzpolitische Weisheit zu verkünden und, wie Bebel in seinem letzten Berserkerartikel, Kothurn und Katheder zu verwechseln, reichts schließlich wohl noch; bis zur steilen Höhe der Stadthagen und Zubeil hätte ichs bei einiger Anstrengung am Ende vielleicht gebracht. Die Sozialdemokratie hat vorzügliche Journalisten: die Herren Eisner, Mehring, Adolf Müller und manche Anderen, deren Name mir nicht einfällt; aber ich bin wohl nicht allzu dreist, wenn ich annehme, daß sie trotzdem auch mich nicht verschmäht hätte. Was mir fehlt, hätte das Schema ersetzt, das dem Schreiber die Sache ungemein erleichtert. Psychologie ist nicht nöthig, Gehirnanatomie sogar verboten. Alles ist Folge des verwüstenden, vergiftenden Kapitalismus, und wer nicht in Reihe und Glied mit uns ficht, ist ein Ignorant oder — lieber — ein Schuft. Als Redner wäre ich gewiß nie ein Bebel geworden. Doch die spärlichen Versuche, die ich, Vereinswünschen, nicht eigenem Triebe gehorchend, unternahm, haben in Hauptstädten verwöhnten Hörern nicht mißfallen. Und Bismarck pflegte, wenn Bebels Rednergabe gerühmt wurde, zu sagen: „Was ist daran Großes zu bewundern? Als er 67 in den Norddeutschen Reichstag kam, gings gar nicht. Seitdem hat er nichts weiter gethan als geredet. Jetzt kann ers natürlich. Radowitz sprach noch besser.“ Bebels Wirkung wäre ohne das Metall seiner Stimme nicht zu erreichen. Doch läßt sich auch die Möglichkeit anderer Rednerwirkung denken; und wenn ich mir Jahre lang Mühe gäbe ... Warum also habe ichs nicht erstrebt? Weil es, wie ich leider nun einmal bin, unehrlich wäre, mich einer Partei mit Haut und Haar zu verdingen. Weil ich — im Januar sagte ichs schon — einen Wahlkreis brauche, „der mir erlaubte, immer die Partei der armen Leute zu ergreifen und doch nicht fraktionell gedrillter Sozialdemokrat zu sein. Schutzzölle für ein berechtigtes Nothwehrmittel zu halten und doch sehr selten mit den Agrariern zu stimmen. Die Zukunft weder auf dem Weltmeer noch auf dem Kanal zu suchen. Im Weddingbezirk, in der Weichselniederung und dem Elendsland hinter Bentschen wichtigere Kolonialgebiete zu sehen als in den Karolinen. Nie die Interessenpolitiker zu schelten und dennoch, ohne Rücksicht auf ein Klasseninteresse, auszusprechen, was ist.“ Es muß nicht, kann aber auch solche Käuze geben. Ich dünke mich darum nicht über andere Leute erhaben. Durchaus nicht. Wer seine Individualität völlig opfern, so ganz, perinde ac cadaver, einer

Sache sich hingeben kann, daß er blind wird und taub und die schlechten Gerüche im eigenen Lager nicht wittert, darf sich solcher Selbstentäußerung rühmen. Nur muß mans eben können. Bebel kanns nicht. Er schlägt eine gute Klinge und nimmt seine Sache ernst; aber er denkt immer an sich, seinen Erfolg, den Nimbus seiner Massenherrschaft. Sonst könnte er nicht all den Weihrauch vertragen, der ihm täglich entgegendampft; mehr als irgend einem König und Kaiser dieser Erde. Sonst hätte er seiner Partei nach dem größten Sieg, den sie erfochten, nicht aus elender Eitelkeit die größte Blamage bereitet, die sie je erlebt hat, sie nicht vor der ganzen Welt lächerlich und verächtlich gemacht. Doch er kann etwas Anderes, das auch dem nach Applaus Geilsten vorwärts hilft: schmeicheln. All seine Kränze und Siegeszeichen legt er der Masse zu Füßen: Von Dir hab' ichs, Dir bring' ichs. Nie sagt er der Masse, was sie nicht hören will. Der Höfling, wie er im Buch steht: grob und frech nach unten, biegsam wie ein Würmchen nach oben. Das merkt nicht Jeder; weil nicht Jeder bedenkt, was hier Oben, was Unten ist. Wenn ein Türkenvezier das Volk schindet und vor des Sultans Wink auf allen Vieren kriecht, handelt er genau wie der Demagoge, der die Parteischreiber, Parteibeamten, Parteiredner anfährt und schimpft und vor der Wählermasse mit Zunge und Pfoten wedelt. Das kann ich nicht; und bin stolz darauf, daß ich den Wünschen, Vorurtheilen und Klassengefühlen der Leser nie eine unbequeme Wahrheit erspart, nicht die kleinste Konzession gemacht habe. In den vierundvierzig Bänden der „Zukunft" stehen tausend Sätze, die noch keiner bourgeoisen Schaar ins Gesicht gesagt wurden. Durch Bebels sämmtliche Reden, Artikel und Bücher klingt das Hohe Lied von der fleckloſen Herrlichkeit des Proletariates, das in der Heilandsglorie die Menschheit erlöst.

Dieses Lied könnte ich nicht singen; in verzückter Anbetung auch vor dem Proletarier nicht knien und ihm sagen: Weil Du im Tagelohn keuchst, bist Du der bessere Mensch. Denn ich glaube, daß nur die harte Hygiene der Noth, die Unmöglichkeit herrischer Sünde ihn den besseren Menschen scheinen läßt und daß er mit dem Bourgeoisbehagen alle bourgeoisen Laster erwerben würde. Was ich erstrebte, war stets: Verständigung der geschiedenen Volksschichten, die heute einander unverständliche Sprache sprechen, der „zwei Nationen" Benjamins d'Israeli; und zu diesem Zweck: möglichst gleiche Rüstung der zum Kampf ums Dasein ausziehenden Kinder eines Landes. Mit dieser Ueberzeugung konnte ich nicht Genosse werden und das einfachste Bedürfniß nach innerer Sauberkeit mußte mich deshalb an politischer Thätigkeit im Sinn der Sozialdemokratie hindern. Ich könnte dem Fabrikarbeiter

nicht ſagen, daß Bismarck, deſſen Sozialiſtenpolitik ich, ſeit ich ſchreibe, bekämpft habe, der ſchließlich doch aber die Grundlage deutſchen Wohlſtandes ſchuf, für das Proletariat nicht ſo viel geleiſtet habe wie der Kneipenwirth und Paraſit Zubeil; daß Graf Poſadowsky ein Stümper und Ausbeutercommis, Genoſſe Antrick aber ein ſchöpferiſch wirkender Sozialpolitiker iſt; könnte den Grafen Bülow nicht mit ruhigem Gewiſſen angreifen, wenn ich verſchweigen müßte, daß Herr Stadthagen in ein Sanatorium gehört. Deshalb habe ich die Maſſe nicht hinter mir. Neben mir aber elf-, zwölftauſend gute Europäer, die ſich ein Jahrzehnt lang nun gewöhnt haben, jede Woche ein Stündchen zu opfern, um zu ſehen, wie ſich in meinem Kopf die Welt malt. Nicht, um darauf dann zu ſchwören und ein Werkzeug meines Willens zu werden, ſondern, um meinem ihr eigenes Weltbild zu vergleichen, zur Nachprüfung ſelbſt erſonnenen Glaubens oder zum Widerſpruch ſich anregen zu laſſen. Solche freie Schaar gewonnen zu haben, nicht zu flüchtigem Verweilen, nein: zu ſtetem geiſtigen Verkehr, iſt auch nicht wenig; iſt ſogar recht viel, Euer Heiligkeit, wenn die Hörer nicht durch Schmeicheleien herbeigelockt und vom erſten Tag an von allen Seiten, allen gewarnt wurden, nicht in die Bude des Meſſerſchluckers zu gehen, der „bekanntlich" ein Schwindler ſei und der ſchlimmſte der feilen Schurken. Der Volkshöfling hat es leichter. Bebel — der übrigens ſchon mit vierundzwanzig Jahren Drechslermeiſter, nach ſeiner Terminologie alſo Ausbeuter war — hat, ſo lange ich denken kann, ſeine Geſundheit und Freiheit keiner Fährniß mehr ausgeſetzt, iſt heute vergöttert und, als Abgeordneter und Führer eines Millionenheeres, dem rächenden Zorn unerreichbar. Und ich werde von allen herrſchenden Mächten verfolgt: von der Regirung, der Preſſe, den Schachermachern jeglicher Sorte, der Sozialdemokratie, deren Preſtige bisher ja gerade die feinſten Geiſter im Bann hielt; eingeſperrt, boykottirt, mit allen erdenklichen Mitteln geſchädigt, auf allen Gaſſen geſchimpft. Das iſt die Ordnung, ſo will es das Recht. Von uns Beiden hat Jeder, was er nach den Lehren der Menſchengeſchichte erwarten konnte. Ich jammere nicht. Doch der eisgraue Lügner muß mir ſchon geſtatten, daß ich meine Arbeit für die reinlichere halte.

Was ich hier ſage, hat nicht Wuth auf die Lippe getrieben, nicht der Wunſch, Schimpf mit Schimpf zu vergelten. So habe ich auch früher geſprochen. Zwei Beiſpiele. Vor neun Jahren: „Herr Bebel fordert für die Orthodoxie, die er bekennt, blinde Anbetung und tobt mit rauhem Wort gegen die Ketzer, die ſich nicht in ſein luftloſes Dogmengebäude einzwängen laſſen. Er iſt, da eine dreißigjährige Routine einem ſtürmenden Tempera-

ment die Kniffe und Pfiffe volksthümlicher Rhetorik anerzog, ein ausgezeichneter Redner geworden und hat ein populäres Buch geschrieben, das den ersten Blick blendet, bei näherer Bekanntschaft sich aber als eine geschickte und wirksame Kompilation aus älteren Werken erweist. Einen neuen Gedanken hat er nicht gebracht, so oft er sich auch zu mausern versuchte; nur den alten Gedanken, die Andere vor ihm gehabt hatten, wollte er unbedingten Glauben erzwingen." Vor zwei Jahren über den lübecker Parteitag, der die Epoche der Helden und Märtyrer schloß: „Nie hat die Geschichte der Sozialdemokratie den Gegnern ein so klägliches Schauspiel geboten. Dieses öde, rüde Schimpfen, Stunden lang, Tage lang! Die Sozialdemokratie ist eine Arbeiterpartei und braucht ein derbes Wort nicht zu scheuen. Eine Genossenschaft aber, deren Matadore einander wissentliche Verleumdung, Denunziation, Perfidie, Infamie, Verrath vorwerfen, darf sich nicht wundern, wenn die Hörer ihr Achtung versagen. Bei jedem Thema wiederholte sich das schäbige Geschimpf. Aber man blieb im alten Parteiverband... Es wäre unklug und ungerecht, der wüsten Rauferei wegen die tüchtigen Männer zu schmähen, die oft mit leidenschaftlichem Opfermuth für ihren Glauben eingetreten sind und, wie andere Führer des Volkes, den alten, tröstenden Glauben auch dann noch der Masse erhalten wollten, als sie selbst ihn längst verloren hatten. Wie andere Führer des Volkes: Das ists. Den Nimbus besonderer Reinheit, Wahrhaftigkeit, unerbittlicher Ehrlichkeit bringt keine Sonnenwende zurück. Die Sozialdemokratie hat das Schicksal des Liberalismus erlebt. Auch sie kann nicht mehr sagen, sie öffne jeden Winkel dem grellsten Licht, sie übe die schroffste Selbstkritik und dürfe deshalb auch Andere mit rücksichtlosester Schärfe kritisiren. Auch sie ist auf der Bahn der Kompromisse und Vertuschungen angelangt und muß zugeben, daß ihres Lagers Zeltwände nicht nur Heilige umfangen. Ihr Heldenzeitalter hat auch sie hinter sich." Ganz derselbe Grundton also wie heute. Nur ahnte ich nicht, wie tief, bis in den Wesenskern, korrumpirt gerade der gebildete, uns darum sympathischere Theil der Parteivertreter ist, wie die lange Gewöhnung an Prostration und Prostitution, an Umschmeichelung der Masse und der mächtigsten Führer in diesen Leuten jedes Gefühl für Anstand und Pflicht gebrochen hat; konnte es auch nicht ahnen. Jetzt weiß ichs. Nicht nur, wie tausend Andere, aus der Allen sichtbaren Thatsache, daß die „Akademiker", die Anhänger Vollmars sich auf dem dresdener Parteitag erbärmlich benommen, hündisch gekuscht, den Stock, der sie schlug, geküßt und schließlich, trotzdem die ungelehrten Männer der Gewerkschaften ihnen das Beispiel aufrechten Muthes gaben, für die Reso-

lution Bebel-Kautsky geſtimmt haben, die ſich wider ihr böſes Trachten wandte und gegen die all ihr bisher verkündeter Glaube ſich bäumen mußte. Nein: aus eigenſter Erfahrung. Und davon will ich zunächſt hier reden.

Ein Vorwort pro domo mea. Ich will beweiſen, daß die Herren Georg Bernhard, Heinrich Braun, Paul Göhre, Wolfgang Heine den Parteitag, der ihnen höchſte Rechtsinſtanz iſt, belogen haben. Will es beweiſen, weil ich mir erſtens meinen inneren Menſchen nicht vor Millionen beſchimpfen laſſen darf und weil zweitens die Pflicht heiſcht, Korruption, wo ich ſie finde, ſchonunglos zu entlarven. Drei dieſer Männer ſind Reichstagsabgeordnete und führen im Namen Hunderttauſender das große Wort gegen die verrottete bürgerliche Geſellſchaft. Der Vierte behandelt jeden Bankdirektor, Induſtriellen und Journaliſten, der ein Schrittchen vom ſchmalſten Tugendpfad wich, wie einen Zuchthäusler, jeden Miniſter, der um Fingersbreite die Wahrheit bog, wie einen verächtlichen Gaukler. Alle Vier ſehen von der ragenden Zinne ihrer keiner anderen vergleichbaren Partei ſtolz auf das bourgeoiſe Gewimmel herab, das neidiſch blinzelnd nur ihre ſteile Moralhöhe anſtaunen kann. Ich will beweiſen, daß die vier Recken unredlich gehandelt haben, ſo unredlich und unſittlich, daß ſie nach der Enthüllung ſolchen Handelns ſelbſt aus einem Klub blaſirter Lebemänner herausgeworfen würden. Dieſen Beweis kann ich nur führen, wenn ich ihre Reden und ihre Briefe zuſammenſtelle. Eine andere Möglichkeit giebt es nicht. Ich habe die Wahl, die Leute weiterprahlen zu laſſen und ihre Beſchmutzung meiner Lebensarbeit als verdient hinzunehmen oder ſie zu zeigen, wie ſie ſich mir gezeigt haben. In ſolcher Lage hat Leſſing die Privatbriefe des Geheimen Rathes Chriſtian Adolf Klotz veröffentlicht und Keiner tadelt ihn heute darum. Ich thue, wie er that, und bin in ſichererem Recht, weil ich nicht nur meine, ſondern öffentliche Intereſſen wahrnehme. Und wer wollte mir auch verargen, daß ich nicht ſchweigend meinen Namen ſchänden und meine Mitarbeiter dem Verdacht ausſetzen laſſe, ſie ſeien einem Lumpen auf den Leim gegangen? Die Konvenienz ſchützt den Privatbrief, auch den nicht ausdrücklich als ſekret erklärten; der Menſch aber, der durch Handeln oder Unterlaſſen ſeinen Nächſten wider beſſeres Wiſſen um den ehrlichen Namen zu bringen ſucht, ſcheidet ſich ſelbſt aus dem Geltungbereich aller Konvenienz. Gerechter Tadel würde mich treffen, wenn ich, um mich zu rächen, aus den Briefen der Genoſſen Stellen anführte, die nicht zur Sache gehören und nur den Zweck hätten, die Schreiber in ſchlechtes Licht zu rücken. Ich beſchränke mich auf das von der Nothwehr Gebotene; und ſcheue das Urtheil des ſtrengſten Moraliſten nicht.

Genosse Bernhard. Vor neun Monaten bat er, der seit 1901 die Börsenartikel für die „Zukunft" schrieb, mich um die Aufnahme einer kleinen Plauderei über Parteimoral; er bat sie als eine Gefälligkeit. Da ich ihm volle Redefreiheit zugesagt hätte, müsse ich ihn auch einmal als Politiker reden lassen, für seine gekränkte Partei, die Sozialdemokratie, gegen unklare Aesthetен. Warum nicht? Der Artikel brachte nichts Neues und ich glaube, nicht unhöflich zu sein, wenn ich sage, daß Machiavell ein stärkerer Kopf war als Genosse Bernhard; doch selbst in Utopia könnte eine Zeitschrift nicht nur Allerbestes bringen und die drei Seiten ließen sich lesen. Aus Gründen, die ich später entschleiern werde, entstand um den harmlosen Artikel ein großes Geschrei. Was jeder Spatz vom Dach pfeift, jeder Dutzendbebel täglich thut, sollte, weil es in leidliche Sätze gefaßt war, furchtbarer Frevel sein. Herr Bernhard hatte gesagt, der Parteiführer, namentlich der sozialdemokratische, komme oft in die Lage der Eltern und Lehrer, die unreifen Kindern die Wahrheit tünchen oder verschweigen müssen. Das war weder neu noch aufregend; kein Agitator hat jemals nach anderem Grundsatz gehandelt. Der achtundzwanzigjährige Börsenkritiker aber sollte, weil er aus der Demagogenschule geplaudert hatte, als Lästerer der stets reifen Volksmajestät gesteinigt werden. Vor ungefähr drei Wochen sagte er mir, er werde auf dem Parteitag erklären, der Artikel sei eine Jugendthorheit gewesen, die er bereue. Ich glaubte, er scherze. Solches Geständniß, das ja auch seiner Ueberzeugung widersprach, war doch unmöglich. Nein; er rede sehr ernst; anders gehe es nun mal nicht, wenn er mit einem blauen Auge davonkommen wolle. Nach einer Anstandspause bat ich ihn, unter einem rasch gefundenen Vorwand, für die Parteitagswoche keinen Börsenartikel zu schreiben. Mein Entschluß stand fest. Einen Mann, der so haltlos wäre, daß er im September öffentlich abschwören und albern nennen müßte, was er im Januar drucken ließ, könnte kein Gewissenhafter im Amt des Wirthschaftkritikers dulden; noch weniger einen, der Reue und Abbitte nur mimt, um dem Kirchenbann zu entgehen. Ich mußte mein Haus rein halten: in der Woche des Parteitages erschien hier kein Börsenbericht. In Dresden führte Herr Bernhard seine Absicht aus; er bat ab, machte, wie seine Presse sagt, vor Bebel Kotau. Und als der Wütherich, der den Genossen wie einen beim Taschendiebstahl ertappten Schlingel behandelt hatte, ihm die Frage zuschrie, ob er etwa noch weiter für die „Zukunft" schreiben wolle, antwortete er von seinem Sünderstühlchen aus prompt: „Nein!" Worauf Bebel strahlend rief: „Nun haben Sie dem Harden den Stuhl vor die Thür gesetzt!" Dieser Erbpächter strengster Moral hielt also für möglich, der Herausgeber eines Blattes, das nicht zum

Kinderſpott werden will, könne je noch eine Zeile von einem intellektuell und ſittlich ſo entwertheten Menſchen veröffentlichen. Herr Bernhard hatte die Pflicht, zu ſagen: „Gerade Harden, Genoſſe Bebel, hat mir immer prophezeit, ich würde durch meine Schreiberei in Konflikt mit der Partei kommen, gerade er hat mir noch in den letzten Tagen, als ich ſeinen Rath ſuchte, dringend zugeredet, mich, ſobald ichs vermöge, von der ‚Zukunft' zu trennen und, aller Ketzerei fern, mein Glück auf eigene Fauſt zu erproben; ſchon deshalb darf ich nicht dulden, daß die Sache hier ſo dargeſtellt wird, als träfe ihn mein Rücktritt wie ein unerwarteter, ſchwer zu verwindender Streich." Herr Bernhard ſprach kein ſolches Wort, keine Silbe gegen alle Verleumdungen, die der greiſe Geiferer ausſtieß. Er hat an meinem Tiſch geſeſſen, den Verkehr mit mir wie eine Wohlthat geſucht, überſchwänglich eben erſt für die Stunden gedankt, die ich meiner knappen Zeit zur Erörterung ſeiner Geſchäfte abſtahl, und für das Hilfeverſprechen, das ihm den Uebergang zur Selbſtändigkeit ermöglichen konnte, — und that jetzt, als kenne er mich gar nicht näher und habe meine Leiſtung ſtets mit Mißbehagen geſehen. „Harden hat unſere Partei in ganz ungehöriger Weiſe angeulkt." „Als Harden ſchrieb, Bebel ſei recht alt geworden, habe ich mich gefragt, wie man nur ſolch dummes Zeug ſchreiben könne." Das war Alles. Nach einer Rede, worin Bebel mich einer Hure verglichen hatte, betheuerte Bernhard ihm ſeine tiefe Verehrung, — der ſelbe nicht minder verehrenswerthe Genoſſe, der mir genau vor einem Jahr ſchrieb:

> „Ich kann Ihnen keinen längeren Sermon über die Bedeutung Ihres Lebenswerkes machen. Ich kann nur die Dinge ganz rein ſubjektiv in ihrer Wirkung auf mich würdigen. Von dieſem Geſichtspunkt aus aber drängt es mich, Ihnen zu ſagen, daß die ‚Zukunft' in mir als Leſer und als Mitarbeiter ſelten — ſo ſelten, daß ich ‚nie' ſagen könnte — andere als frohe Gefühle ausgelöſt hat. Sie wiſſen: mich trennen von Ihnen große politiſchen Gegenſätze. Auch in aestheticis denke ich nicht immer hardeniſch. Trotz Alledem aber waren mir Ihre gegneriſchen Artikel oft lieber als Emanationen meiner Mitkämpfer. Als Ihr Mitarbeiter aber ſchulde ich Ihnen aufrichtigen Dank dafür, daß Ihr Blatt eine Stätte iſt, wo man ehrliche Ueberzeugung rückſichtlos zum Ausdruck bringen kann. Deſſen habe ich mich ſtets gefreut. Dabei bin ich aber ehrlich genug, zuzugeſtehen, daß oft meine Freude darüber noch größer war, Ihren Anſichten, wo ſie mir von verderblicher Wirkung ſchienen, in der ſelben Arena gegenübertreten zu können. Das geht bei Kautsky ſchwerer."

So ſieht die private neben der öffentlichen Meinung des Herrn Bernhard aus. Und nachdem er ſeine Genoſſen in den Glauben verſetzt hat, er habe jede Gemeinſchaft mit mir abgeſchüttelt, ſchickt er mir aus Dresden brieflich und telegraphiſch ſeine „ergebenſten Grüße" und meldet, er werde,

sobald er zurück sei, „persönlich sofort Alles aufklären". Natürlich erhält er keine Antwort. Als er heimgekehrt ist, klingelt er bei mir an, wird unsanft abgewiesen und schreibt mir, am zwanzigsten September:

> „Nach Allem, was vorgefallen ist, will ich mich Ihnen keineswegs aufdrängen. Aber ich habe das Bedürfniß, mich mit Ihnen auszusprechen, um Ihnen nicht als ein Undankbarer zu erscheinen. Ich bitte Sie daher, mir Zeit und Ort einer Zusammenkunft zu bestimmen."

Natürlich erhält er wieder keine Antwort... Und der Mann ist geprügelt worden, weil er nicht der rechten Parteimoral huldige! In ein paar Jahren wird er hoffentlich Abgeordneter sein und im Reichstag die Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft in Grund und Boden verdammen.

Genosse Göhre. Der ist schon Abgeordneter; und sein Fall kann schneller erledigt werden. Ich habe ihn nur einmal bei mir gesehen; seit sieben Jahren wechseln wir Briefe. Ende 1896 schrieb er mir, er könne den angebotenen Artikel über den sozialdemokratischen Parteitag nicht schicken, weil Herr Max Lorenz — der eben aus der Bebelpartei ausgetreten war — in der „Zukunft" schon Alles gesagt habe, was Göhres Artikel bringen sollte. Ich war mal wieder verleumdet worden; und er benutzt den Anlaß gern, um mich seiner „ehrlichen Hochschätzung" zu versichern, und unterschreibt sich: „Ihr aufrichtig dankbarer Göhre". Seitdem bietet er mir von Zeit zu Zeit Beiträge an und bittet mich, ihm Themata zu stellen; empfiehlt mir auch seine Freunde zur Mitarbeit. Anfang 1899 kehrt er den Nationalsozialen den Rücken und ist ein Jahr später Sozialdemokrat. Die Gründe seiner Trennung von Naumann, seines Uebertrittes zu Bebel veröffentlicht er in der „Zukunft". Glaubensbekenntnisse, denen jeder ernste Mensch die sauberste Stätte sucht; und Göhre war Pastor. Im Mai ist er ungemein dankbar dafür, daß ich ihm erlaube, seinen Artikel als Massenbrochure zu vertreiben. Immer der selbe herzliche Ton. Im Oktober 1902 wird mir eine gedruckte Adresse überreicht, die mir nach zehnjähriger „hingebender, aber auch weitwirkender Thätigkeit" Glückwünsche bringen soll, und zu den vierhundertunddreißig Unterzeichneten gehört auch: „Paul Göhre, Schriftsteller in Steglitz". Im Februar 1903 erklärt der Vorstand der sozialdemokratischen Partei die Mitarbeit der Genossen an der „Zukunft" für unschicklich. Im März schickt Genosse Göhre mir einen Artikel über den „Glauben des Kaisers". Als er darob gescholten wird, setzt er seinen Namen unter die Behauptung, der Artikel — den Frau Lily Braun mir ausdrücklich als eine Demonstration gegen die Parteiregenten angekündet hatte — sei eingeschickt worden, ehe der Vorstands-

beſchluß bekannt war. In Dresden ſtellt er ſich, als kenne er die „Zukunft“ kaum; er hat ſie „mit Flüchtigkeit und Sorgloſigkeit behandelt“. Ein Kindergemüth. Ja, wenn er die „Vergangenheit Hardens“ gekannt hätte! Nun: jetzt kennt er ſie und wird zum Reden gezwungen werden. Wenn er nicht ein ſchlichter Schuft aus der Parteiwerkſtatt genannt werden will, muß er ſagen, was er von der Vergangenheit Hardens weiß, was an dieſer Vergangenheit ſelbſt den bedenklichſten Ehrenmann hindern könnte, Harden die Hand zu reichen. Ich warte. Und will tauſend Mark in die ſozialdemokratiſche Parteikaſſe zahlen, wenn der Pfarrer a. D. Paul Göhre mich in der Vergangenheit ſo muthlos und doppelzüngig findet, wie ers in der Gegenwart iſt.

Genoſſe Heinrich Braun, M. d. R. In Dresden: „Ich habe nie eine Zeile für die ‚Zukunft‘ geſchrieben, obwohl ich vielleicht ein Dutzend Male vom Herausgeber dazu aufgefordert worden bin; und meine Frau iſt ſeit Monaten feſt entſchloſſen, nie wieder eine Zeile für die ‚Zukunft‘ zu ſchreiben.“ Das iſt Alles, was er zu ſagen hat. Die „Zukunft“ war genau drei Jahre alt: da kam Herr Dr. Braun zuerſt in meine Wohnung und, als er mich dort nicht traf, in die Druckerei und bot mir einen Artikel über den breslauer Parteitag der Sozialdemokratie an. Ich mußte erwidern, daß ich vom Profeſſor Herkner ſchon einen Artikel über dieſes Thema habe; er verbeugte ſich und ging. Das Ehepaar Braun verkehrte dann viel bei mir; und da die Frau mir von Zeit zu Zeit Beiträge anbot und Beide mich in den privateſten Dingen um Rath und Hilfe baten, werde ich wahrſcheinlich auch den Mann öfters zum Schreiben aufgefordert haben. Im Auguſt 1900 bot er mir ein „Abkommen“ an: er und ſeine Frau würden der „Zukunft“ „eine Reihe von Artikeln über ſozialpolitiſche Themen liefern; wünſchenswerth wäre dabei die Bewilligung eines Vorſchuſſes von fünfhundert Mark.“ Der Antrag wurde nicht angenommen. Ich habe alſo zweimal die Mitarbeit des Genoſſen Braun abgelehnt. Das durfte er nicht verſchweigen, als er ſagte, er habe nie eine Zeile für die „Zukunft“ geſchrieben, denn ſein Verdienſt wars doch nicht, daß es ſo kam. Richtig iſt, daß ſeine Frau ſeit Monaten entſchloſſen ſein muß, nicht mehr für mich zu ſchreiben; muß: denn ich habe dem Ehepaar Braun, weil der Ehemann undankbar und unanſtändig gegen mich gehandelt hatte, in den erſten Apriltagen dieſes Jahres brüsk den Verkehr aufgeſagt. Auch dieſer Grund, der ja mit der politiſchen Haltung meiner Wochenſchrift nicht das Geringſte zu thun hatte, durfte nicht verſchwiegen werden. Aber Herr Braun wollte im Genoſſenkreis den Glauben wecken, er ſtehe dem Blatt und deſſen Herausgeber ganz fern und denke über ſie wie Bebel, Stadthagen & Co. Zur Aufklärung ein paar Stellen aus ſeinen Briefen:

1899. „Im Berliner Tageblatt und in der Frankfurter Zeitung sind Lausbubenstücke gegen Sie verübt worden... Ihre Erwiderung auf Mehrings Pamphlet ist sachlich und formell ein Muster der Polemik. Jeden nicht direkt gehässig Urtheilenden muß sie überzeugen. Ihr Artikel über Löbtau ist auch vortrefflich und Sie verdienen lebhaften Dank für ihn... Es ist wohlthuend, daß man sich einmal in seinem Vertrauen nicht getäuscht sieht, und ich werde mich Ihnen für das freundliche Entgegenkommen stets verpflichtet fühlen. Zu Ihrem leitenden Aufsatz im letzten Heft gratulire ich Ihnen herzlich... Wie kommt es, daß Sie die gehässigen Angriffe, unter denen Sie leiden, nicht verstehen als die in der Hauptsache nothwendige Kehrseite Ihrer ungewöhnlichen Erfolge? Dabei spielt freilich auch der nichtswürdige Charakter einzelner Ihrer Gegner seine Rolle; aber das Entscheidende ist doch wohl die unleugbare und desto verletzendere Thatsache Ihres Erfolges, den Sie, lediglich auf sich selbst gestellt und außerhalb jeder Partei, errungen haben."

1900. „Die ‚Zukunft', die ich hier mit der selben Ungeduld erwarte wie in Berlin, versagt jetzt niemals... Viktor Adler hat, wie ich mich im Gespräch überzeugte, lebhafte Sympathie für Sie... Denken Sie meinen Verdruß, als ich gestern abends zur Verkaufsstelle der ‚Zukunft' komme, um, wie jede Woche Samstag, das neue Heft zu kaufen, und hören muß: Ausverkauft! Nun muß ich bis Dienstag warten!... Eben war ich im Begriff, Ihnen auch im Namen meiner Frau, unsere lebhafte Bewunderung für Ihren ‚Kampf mit dem Drachen' auszusprechen, als Ihre Karte mit der Nachricht von der Konfiskation und dem bevorstehenden neuen Prozeß eintraf. Wie ich Sie kenne, werden die trüben Aussichten Sie nicht bereuen lassen, daß Sie wieder einmal ein nachahmenswerthes, aber in der deutschen Presse leider vereinzeltes Beispiel kühnen Muthes gegeben haben."

1901. „Ihr Leitartikel mit seinem treffenden politischen Urtheil ist ein Schmaus für den Verstand der Leser. Danach wird der Wunsch noch reger, die ‚Zukunft' täglich zu lesen... Ihr Ruf als Politiker hat durch die zwei Festungstrafen, die Kühnheit, mit der Sie sich ihnen aussetzten, die Entrüstung, die sie hervorriefen, eine nicht gering zu schätzende Erhöhung erfahren... Im letzten und vorletzten Heft zeigen Sie sich wieder als Meister... Ich danke Ihnen aufrichtig für den Genuß, den Sie mir durch Ihren Aufsatz über die Kaiserin Friedrich bereitet haben. Es ist eine ausgezeichnete Leistung und Sie haben Ihren Anspruch auf den Rang des hervorragendsten deutschen Publizisten aufs Neue begründet... Ich hätte Sie gern einmal in der Festung besucht, aber es schien mir ungehörig, Ihnen meine Gegenwart aufzudrängen. Hoffentlich kehren Sie unverändert als der Alte zurück... (Im Oktober, nach dem lübecker Parteitag). Warum soll Frau Zetkin... nicht schief und ungerecht von der ‚Zukunft' reden? Was sie sagte, ist im Grunde nichts als das Stammeln der Verlegenheit in der unmöglichen Vertheidigung Kautskys... Für mich ist es unbegreiflich, daß Sie angesichts der herrschenden politischen Sitten, der im ganzen Bereich des öffentlichen Lebens sich nicht wiederholenden Ausnahmestellung, die Sie als politischer Schriftsteller innehaben, sich erstaunt darüber zeigen können, daß Ihre zahlreichen Feinde Ihren Einfluß auch dadurch zu untergraben suchen, daß sie Sie persönlich verdäch-

tigen. Je heftiger und skrupelloser Sie verfolgt werden, desto sicherer können Sie Ihres Einflusses sein ... Frau Zetkin hat auch in der entrüstetsten Weise meiner Frau vorgehalten, daß sie für ein Blatt wie die ‚Zukunft' schreibe. Das hat meine Frau von Beiträgen für die ‚Zukunft' nicht abgehalten und wird sie nicht abhalten. Hätten Sie, als ich Ihnen schrieb, daß ich nach Lübeck gehe, mich zu einem Referat über den Parteitag aufgefordert — ich hatte Das erwartet —, so würde ich Ja gesagt haben. Es war redaktionell richtiger, daß Sie selbst schrieben, aber es ist Gespensterseherei, wenn Sie sagen, man fürchte den Bann ... Ihr Aufsatz über den Parteitag ist als die Erörterung eines außerhalb der Sozialdemokratie Stehenden eine meisterliche Leistung. Ich darf Das sagen, obwohl ich mit vielen Ihrer Aeußerungen nicht einverstanden bin."

So gings weiter, schriftlich und mündlich, bis in den April 1903. Wir waren über viele Dinge verschiedener Meinung, doch sein Ton blieb stets der wärmster Anerkennung. Genosse Braun war empört über die Angriffe, die im März gegen mich in der sozialdemokratischen Presse standen; ganz außer sich vor Empörung. Dieses Verhalten sei eine Schmach für die ganze Partei. Als ich dann mit ihm brechen mußte, schalt er mich ungerecht, schrieb mir aber am sechsten April 1903: „Das wird mich selbstverständlich nicht abhalten, ungerechte Angriffe gegen Sie an der geeigneten Stelle und in der gehörigen Weise abzuwehren. Das wird auf dem dresdener Parteitag geschehen." Seine Frau suchte eine Versöhnung anzubahnen. Im Verlauf des Briefwechsels sprach ich die Ueberzeugung aus, Dr. Braun werde nach allem bombastischen Vorgerede kein Wort für mich finden. Frau Braun antwortete: „Ich will nicht den Schein erwecken, daß wir uns Ihnen aufdrängen. Der Parteitag wird Ihnen einige Beschämung bereiten, wenn Sie dann daran denken, wie schnöde Sie meinen Mann verdächtigten."

Ich bin wirklich bis auf den Grund der Seele beschämt. Genosse Stadthagen sagt, ich sei charakterlos und verächtlich. Genosse Bebel stellt meine Arbeit auf eine Stufe mit Hurerei und brüllt, nur moralisch tief gesunkene Subjekte könnten für die „Zukunft" schreiben. Und Genosse Braun, mein zärtlicher Bewunderer, Genosse Braun, der unvergleichlich sanftere Angriffe auf mich eine Parteischande genannt hat, der dankbare, treue, ehrliche, stets zu höchstem ethischen Pathos gestimmte Genosse Braun hat nach Alledem nichts Anderes zu sagen als: „Ich habe nie eine Zeile für die ‚Zukunft' geschrieben und meine Frau ist seit Monaten entschlossen, nicht mehr für die ‚Zukunft' zu schreiben."

Genosse Heine. Das ist der Kopf des Wurmes ... Aber die sechste Morgenstunde schlägt und das Heft könnte nicht erscheinen, wenn ich jetzt nicht schlösse. Der Genosse Heine muß warten. Er soll nicht zu klagen haben. Er wird an der Stelle behandelt werden, an die er gehört: in nächster Nach-

barschaft der Genossen Bebel und Mehring, denen er auf seine Art assistirte und deren Lügengespinnst ich entwirren will. Nicht heute entwirren wollte. Das Quartal geht zu Ende; schon im vorigen Heft erinnerte ich daran. Und ich bin, offen gestanden, zu stolz, um durch hastige Abwehr eines Hallunkenstreiches den Schein zu erregen, ich wolle mißtrauisch gemachte Abonnenten am Rockschoß zurückhalten. Einstweilen also nur noch ein Schlußwort.

Die Bernhard, Göhre, Braun, Heine haben auf dem Parteitag über mich nicht die winzigste erweisliche Thatsache erfahren, die sie vorher nicht kannten und die geeignet wäre, ihre hundertmal betheuerte Hochachtung vor meiner Person und Arbeit auch nur um ein Quentchen zu mindern. Sie denken auch über Person und Arbeit heute genau wie vor dem Parteitag. Die Genossen Bernhard und Heine habens mir in Briefen aus Dresden bestätigt; die Genossen Braun und Göhre werden nicht wagen, mich unsittlichen Handelns zu zeihen. Und warum haben die Vier durch Reden und Schweigen den Meuchelmordversuch unterstützt, warum zu Unwahrhaftigkeit und feigem Verrath sich erniedert? Weil sie vor der Wuth der aufgestachelten Masse zitterten. Weil der alte Meisterdemagoge Jedem, der für mich auch nur ein armes Wörtchen rede, grause Rache schwor und die Macht hatte, jeden Widerspruch niederheulen und mit der Exkommunikation strafen zu lassen. Keinem der Vier traue ich zu, daß er sich im Alltagsleben als Schelmen erwiese. Alle Vier haben als Genossen gegen die einfachste Anstandspflicht verstoßen. Der Parteiköter zeigte die Zähne, die betrogenen Arbeiter, die nie ein Heft der „Zukunft" in der Hand gehabt haben, brüllten Empörung —: und in Todesangst verriethen die Vier den Abwesenden, der sich aus dem Gebell ja nichts zu machen brauchte. Genau wie später bei der Resolution Bebel-Kautsky: dort ward die Person, hier die Sache geopfert. Bleibt Korruption aber nicht Korruption, auch wenn sie Gewissensbedenken sozialdemokratischer Volkserzieher zerfrißt? Zufällig konnte ich diesmal die Unredlichkeit nachweisen; wie oft aber mögen die Verkünder der einzig lauteren Sittenlehre eben so lügen und trügen, — die armen Parteipudel, die, um Massengunst zu erschmeicheln, sich stellen müssen, als wären sie von Geburt eklige, zottige, ruppige Köter!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ob der „Volksbote" die Korruption aufdecken wird? Auf keinem der Briefe, die ich im Nothwehrrecht anführen mußte, stand, wie auf den Ministerialerlassen, die er abzudrucken pflegt: „Streng vertraulich!"

Erinnerung an Simson.

Wie selten ist, wenn mans recht überlegt, heute von Bismarck die Rede! Oppositionelle Blätter, die ihn ehemals aller Uebel schlimmstes schalten, führen seinen Namen im Panier, wenn sie der jetzigen Regirung Etwas ans Zeug flicken wollen. Der Kritiker beeilt sich, ein neues Buch über ihn pflichtgemäß auszuziehen und anzuzeigen. Und wenn irgendwo ein Denkmal oder eine Säule geweiht wird, klingt es noch einmal wie aus gedämpften Trompeten über das weite Deutschland. Sonst ists nur allzu still. Und wie elend gar ists Heinrich von Treitschke ergangen! Wer seiner Deutschen Kämpfe neue Folge aufschlug, konnte schon vor dem sechzehnten Juni die Warnung vor liberaler Opposition um jeden Preis, vor dem Traum von der großen liberalen Partei lesen, weil — Das wiederholt Treitschke immer wieder — solches Trachten stets nur dem Radikalismus zu Gut käme. Wenn vor der berliner Universität das Denkmal mit der trotzigen Umschrift „Männer machen die Geschichte" enthüllt wird, dann werden antisemitische Zeitungschreiber den zu früh Abgeschiedenen für sich beanspruchen und die jüdischen werden sauersüß über die Feier berichten. Und dann wird er wieder vergessen werden, weil Pius der Zehnte und Peter der Erste in immer neuen Charakteristiken geduldigen Lesern vorzuführen sind.

Nicht anders als jenen Beiden geht es Eduard Simson. Wenn mit dem Luthertage des Jahres 1910 sein hundertster Geburtstag naht, werden die Jubiläumsartikel, deren Anfertigung sich allgemach zu einer kleinen Industrie entwickelt hat, nur so hageln; heute spricht in der deutschen Oeffentlichkeit selten ein Mensch von ihm, der nicht nur in diesem Betracht mit den beiden Genannten zusammengehört. Wenn Treitschke der Prophet und Bismarck der Motor der deutschen Einheit war, kann man Simson ihren Exponenten nennen. In jeder Phase steht er an weithin sichtbarer Stelle. In den gährenden Zeiten der Vorbereitung zu Frankfurt und Erfurt; als die norddeutsche Einigung geformt wird und als sie geschlossen ist; in dem weiteren Bau handelspolitischer Verständigung; im wohnlich werdenden Haus des Reiches und endlich im höchsten Gerichtshof, dem Sinnbild der damals angebahnten, inzwischen vollendeten Rechtseinheit. Wenn Simson Erinnerungen auskramte, marschirten alle bedeutenden Persönlichkeiten der deutschen Geschichte auf, von Goethe, dessen achtzigsten Geburtstag der von Zelter Empfohlene feiern half, bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Es ist im höchsten Grade bezeichnend für Simson, daß der Präsident der deutschen Parlamente seit 1849 bei Begründung der Goethe-Gesellschaft auch ihr Vorsitzender wurde. Und zwar erschien er auch hier als der geborene

Präsident. Man wußte, daß man keinen Mann der „offiziellen" Welt finden würde, der so in der Gedankenwelt Goethes lebte. Und er, der, nach eigenem Geständniß, seit dem Abschied vom Reichsgericht nie ein juristisches Buch gelesen hat, studirte jeden Band der Goethe-Gesellschaft, jedes neue Werk über Goethe, prüfte jeden Band der Sofienausgabe, deren lange Reihe hart hinter seinem Schreibsessel stand. Es war überhaupt unglaublich, wie viel der Achtzigjährige noch las. So hat er Reinhold Kosers „Friedrich den Großen" eben so wie Treitschés fünften Band zweimal hinter einander gelesen; einmal traf ich ihn bei einem Buch über den Templerorden, ein anderes Mal über einem Roman von Walter Siegfried, den er auf einer Schweizerreise kennen gelernt hatte. An einem Abend durfte ich aus Poschingers „Bismarck und der Bundesrath" alles den Präsidenten irgend Interessirende vorlesen. „So: das Büchlein (wenn ich nicht irre, warens etwa zwanzig Bogen) haben wir heute geschafft", sagte er zum Schluß befriedigt.

Das Buch bringt mich auf eine hübsche Anekdote. Ein Freund des Hauses Simson war im Jahr 1896 oder 1897 in Friedrichsruh Gast gewesen und berichtete nun, daß der Fürst nach dem Ergehen des Präsidenten gefragt habe. Der Gast hatte geantwortet, es gehe Seiner Excellenz gut, nur leide er etwas unter Schwäche in den Beinen. „Wozu braucht er die Beine?" hatte Bismarck erwidert. „Er ist ja kein Lieutenant."

Fast mit der selben Innigkeit wie das Bild und das Wesen Goethes umfaßte Simson das klassische Alterthum. Er war in der strengen Zucht eines noch heute hochstehenden, damals besonders hervorragenden Gymnasiums, des königsberger Friedrichskollegiums, herangewachsen. Lächeln muß ich, wenn ich in dem „Hephästion" blättere, einem Schulbuch, das der damalige, Wilhelm von Humboldt nahstehende Direktor Friedrich August Gotthold für seine Primaner verfaßt hat. Denn die Anfangsgründe deutscher, lateinischer und griechischer Verskunst, die Gotthold hier giebt, klingen am Schluß in eine Anleitung zum eigenen Versemachen in diesen drei Sprachen aus. Gewiß ein pedantisches Mühen. Aber ob aus einem modernen, immer wieder reformirten (und wie reformirten!) Gmnasium noch Schüler hervorgehen werden, die so die Kunst des schönen Maßes gelernt haben? Schüler, die, wie Simson, im dämmerhaften Bewußtsein der letzten Krankheit den Vorleser rügen, weil er ein lateinisches Wort mit falscher Quantität liest? Die Dankbarkeit, mit der Simson an der alten Anstalt, einst Kants Schule und Herders Lehrstätte, hing, scheint zu beweisen, wie sehr er sich gerade dem hier vorherrschenden Betriebe der klassischen Sprachen, und zwar vorzüglich des Griechischen, verpflichtet fühlte. Es war wohl auch kein Zufall, daß nicht weniger als sechs ehemalige Schulkameraden Simsons — darunter einer seiner Brüder — den Nationalversammlungen in Frankfurt und Berlin an-

gehörten, Parlamenten, deren geistiges Niveau in Deutschland bis heute nicht übertroffen worden ist. Und noch weniger ist es ein Zufall, daß Simson als Präsident in der Paulskirche bei den bedeutendsten Anlässen, die sich seiner Redegabe boten, Homer und Goethe der Versammlung und dem Volk mahnend zurückrief. Bei seiner Neuwahl zum Präsidenten, im Februar 1849, schloß er eine Ansprache, die zum Vergessen alles Trennenden, zur raschen Vollendung des Verfassungwerkes mahnte, mit den Worten: „Der Vollendung so nah, sollten wir das alte Wort des homerischen Helden auch unter uns zur Wahrheit werden lassen: daß nichts darauf ankomme, ob die Vögel von rechts oder von links fliegen, und daß es ein Wahrzeichen nur gebe: des Vaterlandes Errettung.“ Und als der König von Preußen zum Kaiser gewählt worden war, schloß Simson, tief bewegt, die Verkündung des Ergebnisses so: „An unserem edeln Volk aber möge, wenn es auf die Erhebung des Jahres 1848 und auf ihr nun erreichtes Ziel zurückblickt, der Ausspruch des Dichters zur Wahrheit werden, dessen Wiege vor fast einem Jahrhundert in dieser alten Kaiserstadt gestanden hat:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu schwanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser, so laßt es uns sagen und so es behaupten.

Gott sei mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser!“

Der freiburger Historiker Bernhard von Simson hat im Anschluß an hinterlassene Aufzeichnungen eine Lebensgeschichte seines Vaters geschrieben; ein warmes, ausgezeichnetes Buch, das auch auf die Persönlichkeit des Herausgebers ein helles, freundliches Licht wirft. Aber es krankt an einer gewissen Einseitigkeit, freilich an einer bei Biographien sehr seltenen: der Dargestellte erscheint in einem fast zu bescheidenen Glanz. Der Sohn hat sich immer wieder zurückgehalten, um nicht den Vater in einer, wie er wohl meinte, für Andere zu überschwänglichen Weise zu feiern. Wer solche Rücksicht nicht zu üben braucht, darf das Unvergleichliche und Unvergeßliche in Simsons Art schärfer hervorheben. Das unter dem heutigen Geschlecht sicherlich Unvergleichbare lag in erster Reihe in der Anmuth von Simsons Person. Derselbe Herzenstakt, der den in kleinem Bürgerhause Geborenen und Erzogenen zum Umgang mit Fürsten befähigte, adelte seinen Verkehr mit Jedermann. Wer je in Simsons Hause war, wird sich mit lächelnder Rührung der geradezu bezaubernden Art erinnern, in der der Hausherr mit Jedem umging, mit Jedem zu plaudern wußte, auch in den Jahren, wo seine körperliche Beweglichkeit bereits gelitten hatte. Jeder junge Student, der, aus der Heimath an den Reichsgerichtspräsidenten empfohlen, schüchtern die Schwelle betrat, kann davon erzählen, wie schnell er nach diesem Empfange aufthaute, wie gern er wiederkam. Und die stille Wohnung des pensionirten greisen

Herrn in der Rauchstraße zu Berlin sah immer wieder junge Gäste. Um die sechste Stunde empfing der Präsident hier, wenn er sich wohl fühlte. Dann saß er am runden Tisch bei der grünbeschirmten Lampe, die Brille im geöffneten Buch, das vor dem Eintritt des Besuchers niedergelegt wurde. Dann hielt der alte Herr wohl die Hand des Besuchers eine Weile fest und fragte nach den nächsten Dingen. Und nun mußte man sich einen bequemen Stuhl ganz dicht heranrücken und die Unterhaltung begann. Politik wurde selten berührt, aber einige bezeichnende Momente sind mir doch noch gewärtig. So der lebhafte Ausdruck des Antheils an der ersten tirpitzischen Flottenvorlage. So die starke Erregung über Verletzungen des Tones im Reichstage. War es doch gerade die Anmuth und Sicherheit der Formen gewesen, die Simson auf den Präsidentenstuhl gehoben und darauf erhalten hatte. Als einmal ein sozialdemokratischer Abgeordneter durch Beschimpfungen der Regirung Simsons Zorn erregte, sagte er: „Dem fehlt Einer; und Der Eine bin ich." Und er erzählte, daß der von ihm zur Ordnung gerufene Liebknecht im Norddeutschen Reichstag geantwortet habe: „Daraus mache ich mir wenig". Darauf Simson: „Das freut mich; ich glaubte, Sie machten sich nichts daraus." Als Bismarck und Simson einmal am Buffet des Reichstages zusammentrafen und in ein Gespräch über fernliegende historische Dinge kamen, sagte Bismarck: „Wissen Sie das Alles noch? Ich habe Alles vergessen." Das war aber nicht wahr, setzte Simson bei der Wiedererzählung lächelnd hinzu: „Als ich im Dezember 1870 mit Bismarck durch den versailler Park fuhr, kamen wir auf mecklenburgische Verfassungsgeschichte. Ich war starr, wie Bismarck bis ins Kleinste Bescheid wußte."

Kam während des Besuches die Zeitung — ein nationalliberales berliner Blatt —, so wurde gleich in einer bestimmten Folge daraus vorgelesen. Zuerst Nachrichten über den Kaiser, Bismarck, allgemein Politisches, — aber kein Leitartikel. Dann Literatur und Lokales. Zum Schluß die Familiennachrichten, doch nur die Todesfälle. Denn nur in diesem zur Rüste gehenden Geschlecht glaubte der Hörende Bekannte zu finden.

Gern erzählte der Präsident unpolitische Dinge aus seinem langen Leben. Er besaß ein eisernes Gedächtniß und wußte sich ganz kleiner Züge, kleiner Liebenswürdigkeiten dankbar zu erinnern. Dann war wohl von Alexander von Humboldt die Rede, den Simson in den dreißiger Jahren zweimal wöchentlich bei Joseph und Alexander Mendelssohn sah und dessen Briefe er nur entziffern konnte, wenn er auf ein anderes Blatt die wenigen lesbaren Silben schrieb und des Fehlende mit Hilfe von Freunden und Angehörigen ergänzte. Oder von Klara Schumann, die bei einem Zusammentreffen im Gebirge für Simson, der sehr musikalisch war, ein Privatkonzert veranstaltete. Doch von wem wäre nicht gelegentlich als von einem persönlich Gekannten ge-

sprochen worden! Mir fallen gerade ein: Wrangel und der Prinz Friedrich Karl, Uhland und Jakob Grimm, Niebuhr und Freytag, Menzel und Egidy, Gottschall und Brachvogel, Karl Stieler und Liszt, Louis Gurlitt und Friedberg; ich stelle sie nur so neben einander, um einen Begriff von der Fülle der Gestalten zu geben, die dieser rege Geist in Geberlaune neu hervorzauberte. Der Führende aber war Goethe, über den sich ein in dem vorhin erwähnten Buch Bernhards von Simson abgedrucktes Tagebuch ausführlich verbreitet.

Simson hatte wenige, aber entschiedene Antipathien. Zu diesen zählte eine Abneigung gegen Vischer, dessen Dichtungen er nicht liebte, der ihm aber auch wohl von Frankfurt her politisch nicht angenehm war. Dann mochte er Ranke nicht. Als Simson in der Eigenschaft eines Reichskommissars 1848 von Frankfurt am Main aus in Berlin war, hatte er Ranke auf einem Hoffest getroffen und ihn — halb scherzhaft — als den „Berufensten" um ein Urtheil über das Wesen der Nationalversammlung gebeten. Da hatte Ranke die Hände erhoben und gesagt: „Ich bitte! Nichts von Politik!" Viel später hatte Simson ein Stammbuch der Kronprinzessin Viktoria erhalten, das er nach eigener Einzeichnung Herrn von Ranke weitergeben sollte. Er überbrachte es persönlich und Ranke nahm es entgegen, indem er — Simson ahmte den Tonfall nach — betonte, wie besonders genehm ihm immer der Verkehr mit hochgestellten Persönlichkeiten gewesen sei. Nicht allein stand Simson wohl mit seiner Abneigung gegen den Baron Mayer Karl von Rothschild, dessen Geiz er ergötzlich schilderte. Rothschild war 1870 als Mitglied der Kaiserdeputation mit nach Versailles gegangen, obwohl sich allgemeines Murren erhob, als sein Name aus der Urne hervorging. Auch wenn Simson Solches erzählte, kam es ohne Bosheit heraus, mit einem behaglichen Lächeln vielmehr, das von überwundenen Eitelkeiten sprach. So sehr der Greis mit Kindern, Enkeln und Urenkeln, mit Jedem mitlebte, der ihm nähertreten durfte, so sehr hatte er doch das Gefühl, dem Auf und Ab des Lebens entrückt zu sein, das ihn, trotz manchen Schmerzen, so hochgehoben hatte. Er empfand wohl die Bewegungen der Welt, aber doch so, als ob er durch einen Vorhang von ihnen getrennt wäre.

Treitschke, den ich vorher anrief, schrieb am dreißigsten April 1879 an Eduard Simson: „In den Stürmen einer undankbaren Zeit, die jeden politischen Namen vergißt oder besudelt, ist der Ihre immer fest verbunden geblieben mit den Geschicken des Vaterlandes und hat immer seinen alten lauteren Klang behalten." Möchte die Prophetengabe des Poeten unter den Geschichtschreibern sich auch hier bewähren, daß Name und Bild Simsons nicht nur Denen, die ihn kannten, nein: auch den Deutschen ferner Zeiten bleiben ein κτῆμα ἐς ἀεί!

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

Der kleine Platow.*)

Der kleine Platow hatte Weltschmerz. Zwischen Fisch und Braten hatte sein Nachbar diese Thatsache plötzlich konstatirt und von Mund zu Mund ging es: „Der kleine Platow hat Weltschmerz". Und Alle sagten: „Der kleine Platow"; nicht ein Einziger ließ die Worte „der kleine" fort, in denen eine gewisse Zärtlichkeit lag.

Der kleine Platow war der Liebling des Regimentes. Alle verzogen und verhätschelten ihn, der Oberst an der Spitze. Der hatte eines Tages eine Offizierversammlung abgehalten, in der ausgesprochenen Absicht, seinen Herren einmal wieder sehr grob zu werden. Der Anfang seiner Rede hatte auch die kühnsten Erwartungen übertroffen, aber dann war er immer milder und milder geworden und schließlich hatte er seinen Herren nichts als Liebenswürdigkeiten gesagt. Das wußte sich Keiner zu erklären; und die Beiden, die die Lösung des Räthsels kannten, hielten sie geheim. Der Oberst hatte, nachdem die Herren entlassen waren, den kleinen Platow in eine stille Ecke gerufen und ihm gesagt: „Wenn ich wieder einmal Offizierversammlung abhalte, dann stellen Sie sich, bitte, so hin, daß ich Sie nicht sehen kann; denn wenn ich Sie ansehe, freue ich mich und dann verraucht mein Zorn. Das darf aber nicht sein. Wenn die Umstände es erfordern, muß ich streng und unerbittlich bleiben."

Von dem Tage an stand Platow bei den Versammlungen immer hinter dem dicken Major vom zweiten Bataillon; da konnte ihn der Oberst selbst dann nicht finden, wenn er ihn suchte. Ueber den Herrn Major cirkulirte im Regiment die Scherzfrage: Der Dicke ist dreimal so breit als schwer; sein Gewicht beträgt 220 Pfund; wie breit ist sein Rückenmaß?

Der kleine Platow war der Liebling Aller. Sein frisches, fröhliches Wesen, sein offenes, freies Gesicht, seine tadellosen Manieren nahmen Alle für ihn ein. Und heute hatte der kleine Platow Weltschmerz.

„Aber, Kind, was haben Sie nur?" Einer nach dem Anderen fragte ihn, Jeder versuchte, ihn nach besten Kräften zu trösten. Alle tranken ihm zu. Sein Hauptmann bestellte sich eine Flasche Champagner und schickte ihm durch die Ordonanz ein großes Glas. Und der Tischdirektor beschloß, nachher für den kleinen Platow in den tiefsten Keller zu steigen. Dort lagen in einer versteckten Ecke noch einige Flaschen alten Rothweines, Chateau Léoville Poyferré von 75; den hatte noch Keiner getrunken, ohne wieder Freude am Leben zu gewinnen. Das war eine Medizin gegen alle Leiden. Aber dem kleinen Platow nützte sie nichts. Er trank den Wein eben so wie den sauren Mosel, den ihm sein Nachbar, in der Absicht, ihm eine Freude zu machen, eingeschänkt hatte, und er dankte für alle Liebenswürdigkeit, die man ihm erwies, nicht nur mit

*) Unter dem Titel „Ein Ehrenwort" läßt der durch seine Militärhumoresken bekannte Freiherr von Schlicht im Oktober bei Heinrich Minden in Dresden einen neuen Novellenband erscheinen, aus dem hier eine Probe gegeben wird.

Worten, sondern auch mit seinen Augen, die deutlich sagten: „Ihr Alle seid so gut mit mir, Eure Liebe beschämt mich, aber sie vermag mich nicht zu trösten und kann mir nicht helfen".

Und je aufmerksamer die Kameraden wurden, je mehr sie versuchten, ihn zu trösten, da sie ihm anmerkten, daß eine schwere Last ihn bedrückte, um so stiller und ernster wurde der kleine Platow; sein kleines Gesicht wurde immer blasser und blasser, — und plötzlich stand er auf, um sich zu verabschieden. Niemand machte den Versuch, ihn zurückzuhalten, aber unausgesprochen ging es von Mund zu Mund: „Wir dürfen ihn nicht allein lassen! Einer muß bei ihm bleiben". Alle standen im Begriff, ihm zu folgen; aber als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, entschied die Stimme des Tischältesten: „Lohe, gehen Sie mit ihm. Sie sind ja sein bester Freund, trösten Sie ihn, und wenn Sie allein keinen Rath wissen, dann kommen Sie zu mir oder wenden Sie sich an einen anderen älteren Kameraden."

Lohe traf den Kameraden noch in der Garderobe: „Ich wußte, daß mir Jemand nachgeschickt würde; es ist mir lieb, daß gerade Du es bist. Komm mit mir in meine Stube! Helfen kannst Du mir auch nicht, aber ich bin dann wenigstens nicht ganz allein."

Platow wohnte in dem Offizierflügel der Kaserne, in dem die sechs jüngsten Lieutenants des Regimentes hausten, und der Flügel konnte viel erzählen von lustigen Trinkgelagen, frohen Festen und tollen Streichen, die dort unter dem Schutz der Nacht verübt wurden. Aber als Lohe jetzt mit dem Freund durch den nur matt erleuchteten Korridor schritt, als ihre Tritte von den Fliesen widerhallten, da war ihm plötzlich, als schritte er in einer Gruft oder in einer Kapelle, und er konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren.

Platow öffnete die Thür zu seinem Zimmer; es war kalt und ungemüthlich, trotzdem die Lampe brannte.

„Du mußt den Mantel schon anbehalten, Lohe. Der Fourierunteroffizier will keine Kohlen mehr herausrücken; er sagt, er komme sonst nicht aus, und ich selbst kann mir keine Feuerung kaufen. Wenn Du willst, kannst Du Dich aber auch in mein Bett legen; da frierst Du nicht."

„Nein, danke, es wird schon so gehen; mein Pelz ist schön warm, aber Du selbst wirst frieren. Du schüttelst Dich ja jetzt schon vor Kälte. Unbedingt muß geheizt werden. Hier ist Geld; rufe Deinen Burschen, daß er über die Straße läuft und Kohlen besorgt."

„Du weißt, ich borge mir nie Geld von Kameraden", gab Platow zur Antwort, aber sein Widerspruch nützte ihm diesmal nicht. Eine Viertelstunde später brannte im Ofen ein helles Feuer, das den kleinen Raum bald wärmte.

„Nun könnte man wohl seinen Pelz ausziehen", meinte Lohe. „Und nun, alter Freund, schütte Dein Herz aus. Wenn ein Anderer einmal den sogenannten Weltschmerz hat, dann wissen wir, daß es nicht viel bedeutet; das Leiden vergeht eben so schnell, wie es kommt. Bei Dir aber liegt die Sache anders. Ich kenne Dich. Aber so wie heute habe ich Dich noch nie gesehen. Etwas Schweres muß Dich bedrücken. Vertraue Dich mir an. Was ists?"

Platow ging in seinem Zimmer auf und ab. Jetzt blieb er vor dem Freund stehen: „Es ist ja eigentlich Unsinn, daß ich Dir Alles erzähle, aber

vielleicht ist es doch gut, wenn wenigstens Einer im Regiment Bescheid weiß, um später falschen Gerüchten entgegentreten zu können. Das Nähere erzähle ich Dir nachher. Für jetzt nur die Mittheilung, daß wir heute zum letzten Mal zusammen sind. Heute noch muß ich zur Waffe greifen und von dieser Welt Abschied nehmen."

Lohe sprang in die Höhe und starrte den Kameraden an: „Was willst Du?" Aber schnell hatte er sich gefaßt und nahm seinen Platz wieder ein: „Du bist verrückt."

„Vielleicht doch nicht so ganz", meinte Platow. „Du sagtest vorhin, daß Du mich kennst; da müßtest Du auch wissen, daß ich nicht im Scherz von solchen Sachen spreche."

Den Anderen packte wahres Entsetzen. Er hörte aus den Worten des Freundes nur zu gut heraus, daß es ihm bitterer Ernst sei mit Dem, was er sagte, aber er wollte und konnte das Entsetzliche nicht glauben: der junge, ewig heitere Kamerad, der ihm da in seiner Jugend, kaum vierundzwanzig Jahre alt, gegenüberstand, wollte seinem Leben ein Ende machen, wollte für immer fortgehen aus dem Kreise der Kameraden und aus dem Regiment? So plötzlich sollten Alle ihn verlieren? Das konnte und durfte nicht sein. Wenn es nicht anders ging, mußte er mit Gewalt daran verhindert werden, seinen Entschluß auszuführen.

„Lieber Freund", sagte Platow, bevor Lohe sich noch zu fassen vermocht hatte, „ich weiß Alles, was Du mir sagen willst; es ist das Selbe, was man immer in Fällen dieser Art zu sagen pflegt: daß man einen solchen Entschluß, besonders in meiner Jugend, stets in der Uebereilung fasse, daß es zu diesem äußersten Schritt immer noch Zeit sei, daß es sicher noch einen anderen Ausweg gebe, — und dergleichen Redensarten mehr, die zwar gut gemeint sind, aber wirklich nichts nützen. Höre mich an: und Du wirst mir beistimmen, daß ich nicht anders handeln kann. Ich muß etwas weit ausholen, will aber versuchen, mich so kurz wie möglich zu fassen.

Mein ganzes Leben, von der Stunde meiner Geburt bis zu diesem Augenblick, ist eigentlich weiter nichts als ein Trauerspiel in zahllosen Akten gewesen. Mein Vater war, wie Du weißt, Offizier, der im letzten Feldzug Invalide wurde und von seiner kümmerlichen Pension lebte. Sechs Kinder waren schon da. Du kannst Dir also denken, daß mein Erscheinen nicht mit Freude begrüßt wurde. Man hatte, wie ich später erfuhr, erwartet, daß ich nicht lebend das Licht der Welt erblicken würde. Statt meiner starb die Mutter und wenig später auch der Vater an den Folgen seiner Wunden und an der Last seiner Sorgen. Noch als Säugling kam ich zu Verwandten, die großen Reichthum, aber kein Herz besaßen; ich wenigstens erinnere mich nicht, aus ihrem Munde auch nur ein einziges Mal ein freundliches Wort gehört zu haben. Sie hatten nur die eine Sorge, mich so bald wie möglich wieder loszuwerden, und dieser Wunsch ging für sie in Erfüllung, als ich das achte Lebensjahr erreichte. Da steckte man mich in das Kadettencorps. Du kennst das Leben dort und ich brauche es Dir nicht zu schildern. Es ist nicht so schlimm, wie es oft gemacht wird, aber es ist doch freudlos und vor allen Dingen fehlt Eins: die Liebe. Man findet Kameradschaft und Freundschaft, man findet freundliche Vorgesetzte, die sich unser

annehmen, so weit sies vermögen, aber man findet nicht einen einzigen Menschen, der uns Liebe entgegenbringt, und gerade Liebe kann man in so jungen Jahren nicht entbehren. So habe ich eine Jugend durchgemacht, wie sie trauriger nicht gedacht werden kann. Ich habe nicht gehungert und nicht gefroren, gewiß nicht, aber ich hätte oft gern mit den Kindern armer Leute getauscht, wenn ich sie an der Hand ihrer Eltern an mir vorübergehen sah. Und ärmer als ich waren die Armen ja auch nicht: ich besaß nichts als meinen Namen, und je älter ich wurde, desto mehr graute mir vor dem glänzenden Elend, dem ich entgegenging. Obendrein empfand ich für den Soldatenberuf nicht nur nicht die leiseste Neigung, sondern fing ihn mit der Zeit zu hassen an. Ich war ein guter Schüler, im Exerziren der Beste der Compagnie; ich wurde den Anderen als Muster hingestellt und das Lob regnete manchmal auf mich herab. Das Talent zum Soldaten war mir angeboren, aber die Liebe zu dem Beruf fehlte mir, das ewige Einerlei des Dienstes widerte mich an. Wenn die Schlafsäle der Kadettenhäuser von den vielen Thränen, von den vielen Seufzern, Klagen und Stoßgebeten erzählen könnten, die da zum Himmel emporgeschickt werden... Das würde eine sehr traurige Geschichte werden. Wie ist es aber auch anders möglich? Wie soll ein Junge von acht oder neun Jahren wissen, ob er wirklich Lust hat, Offizier zu werden? Was ahnt sein kleines Herz von den Anforderungen, die an ihn herantreten, was weiß er, worin die Thätigkeit eines Offiziers besteht, und wie soll er wissen, ob diese Thätigkeit ihm später für sein ganzes Leben genügt? Und so unendlich Viele werden überhaupt gar nicht gefragt, ob sie auch Lust haben, Offizier zu werden. Sie werden einfach von den Eltern und Vormündern in den bunten Rock gesteckt, weil die Erziehung im Corps so billig ist. Und wenn sie dann später im Leben Schiffbruch leiden; wer trägt dann die Schuld?"

Voll Erstaunen hatte Lohe dem Kameraden zugehört. Alles, was Platow sagte, war ihm so neu, daß ers nicht glauben konnte. Platow hatte stets im Regiment nicht nur als der diensteifrigste, sondern auch als der dienstfreudigste Offizier gegolten; und nun sollte das Alles nur Verstellung gewesen sein?

„Mein ganzes militärisches Leben war weiter nichts als eine große Lüge", fuhr Platow nach einer kurzen Pause fort. „Ich log, weil es ja doch keinen Zweck gehabt hätte, die Wahrheit zu sagen. Hätte ich meinen Verwandten geschrieben: nehmt mich aus dem Corps heraus, laßt mich studiren oder ein Handwerk lernen, so hätte man mich für wahnsinnig und für mehr als undankbar gehalten und mich wohl überhaupt keiner Antwort gewürdigt. Und was hätte es genützt, wenn ich den Vorgesetzten erzählt hätte: Ich mache ‚Linksum', weil es befohlen ist, aber dafür, daß die Wendung gut ausfällt, kann ich nichts und es ist mir auch ganz einerlei, ob sie gut oder schlecht wird, denn ich habe keine Freude an meinem Beruf? Das wäre den Vorgesetzten ganz gleichgiltig gewesen und obendrein hätte man mich noch ausgelacht und gefragt: ‚Wie ist es nur möglich, daß ein Kadett, dem der praktische Dienst so spielend leicht wird, nicht mit Lust und Liebe Soldat ist? Das giebts ja gar nicht!'

So wuchs ich heran und der große Tag kam, wo ich als Fähnrich in die Armee gesteckt wurde. Meine Verwandten bewilligten mir großmüthig eine Zulage, unter der Bedingung, daß ich nie Schulden mache; aber als ich Lieutenant wurde, mußte ich meinem Onkel doch eine Schuld von zweihundert Mark beichten.

In meiner Gutmüthigkeit hatte ich mich verleiten lassen, für einen Kameraden, der später um die Ecke ging, zu bürgen. Umgehend schickten meine Verwandten das Geld, aber zugleich auch die Mittheilung, daß ich fortan zusehen solle, wie ich ohne Zulage durch die Welt komme, denn ich hätte das in mich gesetzte Vertrauen schändlich mißbraucht. Deutlich las ich aus den Zeilen meines Onkels die Freude heraus, mich von der Tasche loszuwerden. Für einen Augenblick dachte ich daran, ihm den wahren Sachverhalt zu erklären, dann aber bäumte sich der Stolz in mir auf: Lieber hungern als Almosen annehmen!

Und ich habe gehungert, lieber Freund, in des Wortes wahrster Bedeutung. Wie oft habe ich nicht eine Einladung vorgeschützt, um das Mittagessen im Kasino zu sparen, und mir dann aus der Mannschaftkantine für zehn Pfennige irgend eine Kleinigkeit holen lassen! Und es langte trotzdem nicht. Was nützte es, daß ich mir die paar Mark für das Mittagessen absparte: wenn am Ersten das Gehaltsbuch kam, waren die Abzüge immer sehr viel größer, als ich erwartet hatte. Wie oft habe ich nicht, trotz allen Einschränkungen, am Ersten nicht mehr als zwanzig Mark zu sehen bekommen! Davon gingen noch der Lohn für den Burschen ab, das Geld für die kleinen Extra-Ausgaben, — und mit einem Zehnmarkstück in der Tasche sollte ich dann den ganzen Monat reichen. Ich hatte ja nicht einmal die ‚Königliche Zulage'. Mein Onkel hatte sich dem Regiment gegenüber verpflichtet, mir als Lieutenant einen monatlichen Zuschuß zu geben; daß er diese Zusage nachher zurückgenommen hatte, wußte nur ich und ich war zu stolz, um zu dem Oberst hinzugehen und ihm zu sagen: ‚Ich habe nichts, schreibt meinen Namen auf die Liste der völlig Mittellosen und erwirkt mir die Königszulage!' Drei lange Jahre habe ich so gelebt. Das Einzige, was mir das Dasein erträglich machte, war die Freundschaft und Zuneigung, die mir alle Kameraden entgegenbrachten. Wie oft war ich nicht in Versuchung, mein Herz irgend Einem auszuschütten! Doch immer wieder sagte ich mir: Mach ein frohes Gesicht! Helfen kann Dir doch Niemand. Dein Dienst wird Dir dadurch nicht sympathischer, daß Du über ihn schiltst, und dadurch, daß Du über Deine Armuth klagst, wirst Du nicht reicher. Mach ein frohes Gesicht und gedenke des alten Wortes: Je weniger Jemand Anderen sein Leid klagt, um so beliebter ist er.

So spielte ich Komoedie. Ich war immer lustig und guter Dinge, war anscheinend immer das sorglose Kind, das von Allen verhätschelt und verzogen wurde, als ob ich eine Puppe wäre. Glaube mir, lieber Freund: wenn der Oberst mir zärtlich die Haare streichelte oder ein älterer Kamerad meine Hände in die seinen nahm, habe ich mich oft vor mir selbst geschämt; denn ich war doch kein Schoßkind, sondern trotz meinen jungen Jahren ein Mann, der mit dem Leben kämpfte.

Und ich habe gekämpft, — bis auch für mich die Stunde kam, in der ich unterlag.

Ein Jahr ist es heute her. Die Besichtigung durch Excellenz stand vor der Thür und wir hatten vom frühesten Morgen bis zum Mittag Dienst abgehalten; zuerst Instruktion, dann Exerziren: Gewehr über, Gewehr ab, Rechtsum, Linksum, Front und Kehrt. Mehr als vier Stunden hatte ich die Gewehrhaltung, die Lage der Hände, die Fußstellung und was weiß ich sonst noch korrigirt.

Wäre ich Soldat mit Leib und Seele, so hätte mir die Sache sicher Freude gemacht; so aber ekelte es mich an, und als der Dienst endlich fertig war, war auch ich mit meinen Kräften fertig. Man muß mir meine vollständige Erschlaffung und Abspannung angemerkt haben, denn der Oberst, der auf dem Kasernenhof uns eine Weile zugesehen hatte, rief mich zu sich heran: ‚Platow, so geht es nicht weiter, Sie reiben sich im Dienst auf. Man kann auch zu eifrig sein. Man sieht es Ihnen ja an, welche Mühe Sie sich mit Ihren Leuten geben. Sie müssen unbedingt einmal Etwas für sich thun! Wenn die Besichtigung zu Ende ist, müssen Sie auf Urlaub gehen. Wir sprechen später darüber'. Und ohne meine Antwort abzuwarten, ging er auf sein Bureau.

Wie im Traum kam ich in meiner Stube an: Urlaub! Von dem Tage an, wo mein Onkel mir die Zulage entzog, hatte ich die Hoffnung, jemals auf Urlaub zu fahren, für immer begraben. Ich hatte nie daran gedacht, jemals eine Reise zu machen; denn woher sollte ich die Mittel nehmen? Mit den dreißig Mark, die ich im besten Fall von meinem Gehalt zu sehen bekam, konnte ich doch nichts unternehmen. Urlaub existirte für mich überhaupt nicht auf der Welt. Selbst als Kadett hatte ich alle Ferien im Corps zugebracht und sehnsüchtig den Kameraden nachgeschaut, wenn sie zu den Eltern oder Verwandten fuhren. Ich hatte mich darein gefunden, daß Andere reisten und daß ich selbst stets zu Haus blieb. Nun erinnerte mich der Kommandeur daran, daß es auch für mich Urlaub auf der Welt gebe. Und mit einem Mal packte es mich wie eine wilde Leidenschaft: reisen, — nur ein einziges Mal auf Reisen gehen können, nur einmal vier Wochen fort von dem Kasernenhof, auf dem ich nun schon bald fünfzehn Jahre, ohne jede Unterbrechung, täglich Stunden lang stand, nur einmal vier Wochen lang keine Soldaten sehen und keine Gewehrgriffe üben müssen! Wie wohl mir Das thun würde! Ich glaubte, als ein neuer Mensch zurückzukommen, glaubte, daß diese kurze Frist genügen würde, um eine Umwandlung in meinem Innern hervorzurufen, glaubte, daß der Dienst, der mir jetzt zuwider war, mir später Freude machen würde. Ach, was erhoffte ich nicht Alles von dieser Reise! Und plötzlich stand mein Entschluß fest: Du wirst fahren. Ich war außer mir vor Freude . . . Aber die Freude schwand schnell wieder. Woher sollte ich die Mittel nehmen? Mit einem kleinen Vorschuß beim Zahlmeister war mir nicht gedient; was nützten mir fünfzig oder sechzig Mark? Den Offizier-Unterstützungsfonds konnte ich nicht in Anspruch nehmen, ohne meine ganze Lage zu erklären; und selbst wenn ich es thäte, hätte ich auch dort im besten Fall kaum hundert Mark erhalten. Ich brauchte aber mehr Geld, ich mußte mich ganz neu ausrüsten, besaß kein Civil, und wenn ich nun einmal reiste, wollte ich wenigstens die vier Wochen frei von allen Sorgen sein; die dreißig Tage hindurch wollte ich mich wenigstens satt essen können, ohne bei jedem Gericht, das ich mir bestellte, die Frage erörtern zu müssen: Kannst Du es auch bezahlen?

Aber woher die Mittel nehmen? Schon hatte ich meinen Entschluß wieder aufgegeben: da fiel mein Blick auf einen Brief, der auf dem Tisch lag. Wer hatte mir Etwas zu schreiben? Monate vergingen, ohne daß die Post zu mir kam. So öffnete ich neugierig das Couvert und las mit Erstaunen die Offerte, in der ein Geldverleiher Offizieren jede Summe zu mäßigen Zinsen anbot. Ich warf das Blatt in den Papierkorb, aber ich holte es gleich darauf wieder

heraus und las es immer und immer wieder. War es nicht mehr als ein Zufall, daß ich das Schreiben gerade in diesem Augenblick erhielt? Später habe ich ja erfahren, daß der Mann nicht nur mir, sondern allen Kameraden seine Offerte geschickt hat; aber mir war in jener Minute, als wüßte er von meiner Noth, von meiner Sehnsucht, für kurze Zeit die drückenden Fesseln abzustreifen, und er erschien mir fast wie ein rettender Engel."

Mit ganz entsetzten Augen sah Lohe den Kameraden an: „Jetzt entsinne ich mich ... Hoffentlich hast Du Dich mit dem Halsabschneider nicht eingelassen! Der Oberst warnte uns noch vor ihm und drohte Jedem mit ehrengerichtlicher Untersuchung, der sich an ihn wenden würde."

Um Platows Mund spielte für einen Augenblick ein leises, mildes Lächeln. „Wie fast jede Ermahnung, so kam auch diese zu spät, wenigstens für mich: ich hatte das Geld, zweitausend Mark, bereits in der Tasche. Und ich glaube, ich hätte in der Stimmung und Verfassung, in der ich mich damals befand, die Seligkeit, auf Reisen gehen zu können, wenn es hätte sein müssen, noch weit theurer bezahlt als mit den tausend Mark Zinsen, die der Mann sich im Voraus dafür berechnete, daß er mir half. Zweitausend Mark erhielt ich, für dreitausend schrieb ich quer."

„Aber Platow, wie konntest Du nur?" Das war Alles, was Lohe vor Angst und Entsetzen zu sagen vermochte.

„Ja, wie konnte ich nur?" wiederholte Platow. „Das habe ich mich auch tausend und abertausend Male gefragt, seit ich das Geld verausgabt hatte, der Urlaub zu Ende war und ich nur zu schnell einsehen mußte, daß das Wort wahr ist: Ketten drücken Den am wenigsten, der sie immer trägt. Vier Wochen hatte ich mich in der Welt herumgetrieben, als freier Mann den Verkehr mit Leuten der verschiedensten Stände und der verschiedensten Berufsklassen gesucht, eine herrliche Zeit verlebt. Ja, diese vier Wochen sind die einzigen meines kurzen Lebens, in denen ich mich glücklich fühlte; nicht, weil ich nichts that (ich habe mir dieses Dasein ohne Thätigkeit nie denken können), sondern, weil ich zum ersten Mal seit fünfzehn langen Jahren keine Uniform trug, keine Soldaten sah, keine Griffe und keine Wendungen zu kommandiren brauchte. Aber als ich dann zurückkam, merkte ich, daß die Lust und Liebe zu meinem Beruf inzwischen nicht in mir erwacht, sondern womöglich noch mehr erstorben war. Nachts um Zwei kam ich direkt aus Italien zurück. Das Erste, was ich in meinem Zimmer entdeckte, war der Dienstzettel: morgen früh um sechs Uhr Instruktion über die Kriegsartikel, im Anschluß daran Zielen und Anschlagsübungen. Ich habe abwechselnd gelacht und geweint, im Bett mit den Zähnen geknirscht, — wenige Stunden später mich dann aber wieder in das Joch einspannen lassen. Auch seitdem brachte ich das Kunststück fertig, als dienstеifriger Offizier zu erscheinen, und immer war ich der frohe, lustige Kamerad, trotz allen Sorgen, die mich drückten. Auf Urlaub hatte ich nicht daran gedacht; jetzt aber ließ die Sorge mich keine Nacht schlafen. Von dem Augenblick an, wo ich hier wieder meine Kasernenstube betrat, quälte mich die Frage: Wie willst Du die dreitausend Mark Schulden zurückzahlen?"

„Aber so was überlegt man sich doch vorher", warf Lohe ein; „Du mußtest doch wissen, daß Dirs nie möglich sein würde!"

Platow lachte bitter auf: „Du hast ja so Recht, lieber Freund; und gewiß hätte ich mirs damals selbst gesagt, wenn meine Nerven nicht mehr als überreizt gewesen wären. Ich hatte damals nur den einen Wunsch, nur den einen Gedanken: Du mußt fort, wenn Du hier nicht in der Tretmühle wahnsinnig werden sollst. Mach Dir klar, was es heißt, fünfzehn Jahre lang keinen Tag ausgespannt zu haben und trotz dieser langen, langen Dienstzeit doch erst dreiundzwanzig Jahre alt zu sein! Ich will offen gestehen: ich habe, als ich mir das Geld lieh, gar nicht daran gedacht, wie ich es zurückzahlen könnte. Ich habe die Hilfe, die sich mir bot, genommen, wie ein Ertrinkender das Stück Holz, das ihm zugeworfen wird, ergreift, ohne zu fragen, woher es kommt, wem es gehört und wem er es zurückgeben muß, wenn er sich gerettet hat ... Und ich hatte mich doch selbst retten wollen und war noch so jung ... In schlaflosen Nächten habe ich mich unzählige Male gefragt: War es nicht ein bodenloser Leichtsinn, daß Du damals auf Urlaub gingest? Aber eben so oft habe ich mit einem lauten ‚Nein' geantwortet. Und ich bereue es auch heute noch nicht, trotzdem das kurze Glück, das ich genoß, meinem Leben ein Ende macht. Denn sterben muß ich. Mein Ehrenwort ist seit Stunden verfallen. Als ein Ehrloser stehe ich vor Dir. Ich bin unwürdig des Rockes, den ich trage."

„Aber um Gottes willen, warum hast Du Dich denn nicht bei Zeiten nach Hilfe umgesehen? Ich selbst, so weit ichs vermag, ein Jeder hätte Dir nach Maßgabe seiner Mittel mit Freude Geld zur Verfügung gestellt."

Wieder spielte ein leises, müdes Lächeln um Platows Mund: „Glaubst Du wirklich, ich hätte nicht daran gedacht? Aber Jeder von Euch hätte mich gefragt: ‚Wozu brauchen Sie das Geld?' Und selbst wenn Ihr mich nicht gefragt hättet, zugeflüstert hättet Ihrs Euch doch: Platow muß Schulden haben. Ueber kurz oder lang wäre die Wahrheit an das Tageslicht gekommen, — und was dann? Das Ehrengericht hätte mich erwartet, das Offiziercorps hätte es vielleicht für seine Pflicht gehalten, die Schuld zu bezahlen, aber mich selbst hätte man ehrengerichtlich wegen Schulden verabschiedet. Ohne Geld zu leben, habe ich schließlich gelernt, und wer ernstlich arbeiten will, findet immer noch seinen Verdienst, aber ohne Ehre kann ich nicht leben, weder hier noch in einem anderen Land. Und die Ehre zu retten, sah ich keine Möglichkeit.

Ich habe nichts unversucht gelassen. Bei allen guten Freunden und Bekannten außerhalb des Regimentes klopfte ich an und Jeder fragte: Wozu brauchen Sie das Geld? Wenn ich aber ehrlich genug war, die Wahrheit zu sagen, dann zuckte man die Achseln: ‚Herr Lieutenant, wie kann man sich aber auch nur mit einem Wucherer einlassen! Ich möchte mich da nicht hineinmischen. Na, Sie werden die Sache schon anderweitig arrangiren'. Und man schob mich freundlich zur Thür hinaus. Ich habe allen Stolz gezähmt und sogar an meine Verwandten geschrieben. Ich habe die absolute Gewißheit: wenn ich nicht mehr lebe, wird der Onkel die Schuld tilgen. Das erfordert seine Ehre als Großkaufmann. Aber so lange ich noch hier auf der Erde weile, giebt er nicht einen Pfennig.' ‚Wenden Sie sich doch an Ihren reichen Herrn Onkel! Für Den sind die paar tausend Mark doch eine Bagatelle!' Hundertmal habe ich diese Antwort erhalten und allmählich gab ich es auf, zu erwidern: Er ist der einzige Mensch, von dem ich ganz genau weiß, daß er mir nicht hilft, schon deshalb

nicht, weil er mich am Allerwenigsten verstehen würde. Und schließlich ... Ich weiß überhaupt nicht, ob mich Jemand verstehen, mein Thun und Handeln begreifen wird. Die Meisten werden sagen: Was brauchte er auf Urlaub zu fahren? Wer kein Geld hat, muß hübsch zu Hause bleiben. Er war ja noch so jung und hätte ruhig warten können; vielleicht hätte er noch einmal in der Lotterie gewonnen oder es wäre ihm sonst irgendwie Geld in den Schoß gefallen."

Der kleine Platow fuhr sich mit der Hand durch die Haare: „Ich höre im Geist all diese Redensarten. In einer Hinsicht aber haben die Leute Recht: ich hätte warten können, bis ich Hauptmann zweiter Klasse war. Das dauert ja ... nur noch zwölf Jahre."

Er ging im Zimmer auf und ab; dann blieb er abermals vor dem Kameraden stehen: „Sieh mal, lieber Freund, was mir das Scheiden von der Welt schwer macht, ist, daß man mit Steinen auf mich werfen wird. Immer wieder wird man fragen: Wie konnte er nur so leichtsinnig sein? Ich habe versucht, Dir Alles zu erzählen, Dir klar zu machen, wie ich dazu kam, meine Ehre aufs Spiel zu setzen. Willst Du ein gutes Wort für mich einlegen, wenn ich nicht mehr bin? Ich möchte nicht, daß die Kameraden, die stets nur Freundschaft und Güte für mich hatten, nach meinem Tode glauben, sie hätten sie einem Unwürdigen erwiesen."

Das klang so traurig, so verzagt, daß Lohe in die Höhe sprang und den Freund an der Schulter packte: „Mensch, Platow, Alles, was Du sagst, ist ja Unsinn... Du sollst nicht sterben! Du darfst nicht sterben! Ich will zu meinen Bekannten gehen, will für Dich, nein: für mich selbst bitten. Morgen schon kannst Du das Geld in Händen haben!"

„Und selbst wenn ich es jetzt hätte, wäre es zu spät. Seit Stunden ist mein Wort verfallen, das Schreiben an den Kommandeur ist unterwegs, retten kann mich Niemand und meine Ehre kann ich mir nur selbst wiedergeben. Und deshalb bitte ich Dich noch einmal: Leg Du wenigstens ein gutes Wort für mich ein. Willst Du?"

Aber Lohe hatte die letzten Worte kaum gehört. Er saß in tiefem Sinnen und Grübeln. Es war ja ein Wahnsinn, was Platow sagte; noch mußte sich ein Ausweg finden lassen. Er schlug die Hände vors Gesicht und zermarterte sich sein Gehirn.

So sah und hörte er nicht, wie Platow mit leisen Schritten in das Nebenzimmer ging. Mit einem Schrei fuhr er erst in die Höhe, als aus dem Zimmer nebenan ein Schuß ertönte.

„Platow!"

Lohe stürzte in das Schlafzimmer. Da lag der Kamerad auf seinem Bett. Aus der Wunde in der Schläfe sickerte das Blut ... Der kleine Platow hatte eine kurze Spanne Glück mit seinem Leben bezahlt.

Freiherr von Schlicht.

Selbstanzeigen.

Guy de Maupassant: Gesammelte Werke. Frei übertragen von Georg Freiherrn von Ompteda. Zwanzig Bände. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co.

Die nun vollendet vorliegende deutsche Gesammtausgabe von Guy de Maupassants Novellen und Romanen erfüllt einen Wunsch, den unser Verlegerherz lange Jahre gehegt hat. Schon zu einer Zeit, als allzu liebenswürdige Kritiker den Ehrentitel eines „deutschen Maupassant" jedem jungen Novellisten verliehen, dessen Arbeiten keine andere Verwandtschaft mit denen des großen Franzosen aufwiesen als die Wahlverwandschaft einiger „pikanten" Stoffe, entstand bei uns der Gedanke, Maupassants Gesammtschaffen durch eine würdige Uebertragung einem gebildeten, nur Deutsch lesenden Publikum näher zu bringen. Daß dieser Gedanke bei Georg von Ompteda freudige Zustimmung fand, war uns ein Beweis für seine Richtigkeit und eine Gewähr, daß unsere Ausgabe den inneren Werth haben werde, den wir von ihr erwarteten. Bei der Aufstellung des Planes wurden die Reiseschilderungen und die Lyrik, die zum Theil schon treffliche Uebersetzer gefunden haben, ausgeschlossen, dafür aber von den Romanen und Novellen Alles aufgenommen, was der unglückliche Mann in der unglaublich kurzen Zeit von zwölf Jahren veröffentlicht hat. Wir glauben, daß unsere Ausgabe dazu beitragen wird, das Bild, das der deutsche Philister gewöhnlich von Maupassant hat — den er gemeinhin für einen pornographischen Schriftsteller zu halten versucht ist —, wesentlich zu verändern. In diesen zwanzig Bänden nehmen die sexuellen Probleme und Stoffe einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein. Dafür tritt eine solche Fülle eigenartiger sozialer und ethischer Motive hervor, daß man kaum begriffe, wie Maupassant bei uns je zu diesem Ruf kommen konnte, wenn man nicht wüßte, daß es eben eine Unzahl deutscher Maupassantbände giebt, in denen nur die in den Augen gewisser Leute pikanten Novellen vereinigt sind. Thatsächlich ist Maupassant fast nie pikant, sondern im Grunde immer sehr ernst und das sexuelle Problem ist ihm beinahe stets ein Theil des sozialen; man denke nur an die erschütternden Novellen „Der Sohn" oder „Der Bursche", ja, nur an Boule-de-Suif (Dickchen), mit der er 1880, gleich als reifer Künstler, in die französische Literatur eintrat, und man wird den thörichten Vorwurf nicht aufrechterhalten können. Kaum ihresgleichen finden in der modernen Literatur die grandiosen Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der dritten Republik, die er vor Allem in Bel-Ami und in dem in Deutschland fast unbekannten Roman Mont-Oriol entrollt; hier steht er auf der Höhe seiner Schaffenskraft und Künstlerschaft. Und seine Frauenromane „Ein Menschenleben" und „Stark wie der Tod", jeder in seiner Art die Tragoedie einer Mutter, werden an Innigkeit und Empfindungstärke — man könnte sagen: an natürlicher Sentimentalität — selbst nicht von Romanen deutscher Frauen erreicht. Sechs Jahre hat Ompteda an seiner Uebersetzung gearbeitet; und man wird ihm gewiß die Anerkennung nicht versagen, daß er dem größten modernen Stilkünstler näher gekommen ist als irgend ein Vorgänger. Wenn der volle Eindruck, den das Original auf den verständnißvollen Leser macht, nicht überall erreicht ist, so liegt es wohl daran, daß gewisse Feinheiten und Nuancen überhaupt nicht wiederzugeben sind. Jedenfalls hat mit seiner pietätvollen Arbeit

der hannoversche Edelmann gegen den normannischen gehandelt wie ein Edelmann gegen den anderen. Egon Fleischel & Co.

❦

Der Schauplatz des Kaisermanövers 1903. Historische Skizzen aus Deutschlands Vergangenheit. Mit 33 Abbildungen. Halle a. S., Gebrüder Schwetschke. 1903. Preis 2,50 Mark.

Das Büchlein enthält mehr, als die Aufschrift besagt. Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, namentlich militärischen Lesern eine gedrängte Uebersicht über den Entwickelungsgang einer wundervollen Geschichte zu geben: eben die historischen Betrachtungen, die dieser Schauplatz hervorruft und die wiederum nur Interesse erwecken können in Verbindung mit dem großen allgemeinen Gang der deutschen Begebenheiten . . . Den Fachgelehrten wird nicht entgehen, daß wesentlich die Ideen des unvergeßlichen Meisters K. W. Nitzsch die Anregung zu der kleinen Schrift gegeben haben.

Halle. Privatdozent Dr. Reinhold Brode.

❦

Die Hexe. Trauerspiel. Piersons Verlag in Dresden.

Nach Goethe ist des tragischen Dichters Aufgabe, ein psychisch-sittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen. Ich habe mich bemüht, in meinem Drama das Schicksal eines Mediums nachzuweisen, wie es sich zur Zeit des Fürstbischofs Philipp Adolf von Ehrenberg in Würzburg (1623 bis 1631), der neunhundert Hexen verbrennen ließ, gestaltet haben würde. Dabei ist die Behandlung des Problems durchaus modern; der Stuck ist historisch, nicht das Mauerwerk. Ich habe in Jamben geschrieben, doch ohne die schillerische Kadenz, indem ich die Belebung des sonst eintönigen Verses durch eine freiere Behandlung seiner Rhythmen, durch den Stabreim, und, nach dem Vorgang Wagners, mehr durch die Klangwirkung der Worte als durch den melodischen Fall der Takte suchte.

Paul Schmidt.

❦

Fegefeuer der Liebe. Verlag von Dr. Müller-Mann, Leipzig.

„Man spricht oft von dem Fluch Evas und schweigt über das Andere, obwohl Adam und seine Söhne schwer belastet sind und an einem Verhängniß zu tragen haben, das mich hart und furchtbar dünkt. Ich mußte alt werden, bis ich Das begriff, denn ich bin ein Weib und sah den Mann mit Weiberaugen an und beurtheilte ihn aus meinem Geschlecht heraus und verdammte und verurtheilte da, wo ich hätte bemitleiden sollen." Mit diesen Worten leite ich meine Novellensammlung ein, die den Titel: „Fegefeuer der Liebe" trägt. Mit Ausnahme von zwei Kleinigkeiten, die als Bonbons für die Freunde harmloser Unterhaltung beigefügt wurden, sind meine Geschichten sehr ernst gemeint, wenn sie auch oft humoristisch dreinschauen; denn sie sind aus meinem Staunen über den Mann und seine Wege heraus geschrieben.

Düsseldorf. Anna von Krane.

❦

Schutzvereinigungen.

Die Börse hat den Rücktritt Chamberlains mit einer Kurssteigerung von Transvaalbahnaktien begrüßt; im Uebrigen hat er sie kalt gelassen. Das klingt sonderbar. Und Chamberlain selbst, der es liebt, all seine Handlungen im Urtheil des Auslandes zu bespiegeln, wird nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er merkte, daß sein Rücktritt keine stärkere Wirkung hatte. Wie entstand diese Wirkung? Der Zusammenhang führt über schwanken Boden. Als um die Maimitte dieses Jahres der Kolonialminister im Namen der britischen Regirung den deutschen Aktionären der Transvaalbahn sein Ultimatum zugehen ließ, forderte er für jede einzulösende Aktie den Beweis, daß sie bei Ausbruch des Burenkrieges nicht mehr burisches Staatseigenthum gewesen sei; den verhaßten Fremden, die später noch heimlich burische Aktien kauften und so den Kriegsnerv der Buren belebten, wollte England einen Denkzettel geben. Klipp und klar findet man diese Bedingung in der amtlichen Kundgebung, die die englische Regirung Ende August, also acht Wochen nach Annahme ihres Aktien-Ultimatums, über die Einlösung-Förmlichkeiten erließ. Ich erinnere mich aber nicht, daß Geheimrath Oppenheim, der im Juni in einer Versammlung der Schutzvereinigung deutscher Aktionäre im Namen des Komitees über das englische Ultimatum referirte, diese Bedingung so stark betonte, wie es dann in der londoner Augustkundgebung geschah. Freilich weiß ich auch nicht, ob das Ultimatum in diesem Punkt schon eben so bestimmt gefaßt war; denn der Wortlaut des Ultimatums, das dem Vorstande der Schutzvereinigung durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes zuging, ist leider — aus mir unbekannten Gründen — nicht veröffentlicht worden. Sicher aber ist, daß das Ultimatum mindestens einen energischen Hinweis auf die Bedingung enthielt, denn in der Versammlung selbst wurde mitgetheilt, das Auswärtige Amt habe sich bereit erklärt, „hinsichtlich des Nachweises für den gutgläubigen Besitz im Einzelfall nach Möglichkeit seine Vermittelung eintreten zu lassen.“ Der großen Mehrheit der deutschen Aktionäre war nun jedenfalls zur Zeit der entscheidenden Versammlung (Anfang Juni) unbekannt, daß die englische Regirung den positiven Beweis fordern werde, jede angemeldete Aktie sei zur Zeit der Kriegserklärung schon in Privatbesitz gewesen. Das erwähne ich, weil ich für fraglich halte, ob die überwältigende Mehrheit der Aktionäre so, wie sie es that, entschieden hätte, wenn ihr die erwähnte Bedingung in all ihrer klaren Strenge bekannt gewesen wäre. Außer dem Ultimatum wurde nämlich rasch noch das Amendement „eines Aktionärs“ angenommen, wonach sich Alle solidarisch erklären und das gesammte von England erhaltbare Ablösungsgeld gleichmäßig unter einander theilen sollten, ohne Rücksicht darauf, ob einzelne Aktienposten von der britischen Regirung abgelehnt würden. Cui prodest? So mußte man damals fragen. Das wichtige Amendement kam in der Versammlung völlig überraschend. Zwölf Dreizehntel des vertretenen Aktienbesitzes stimmten ihm ohne Bedenken zu. Wer will uns da einreden, daß es wirklich nur hereingeschneit kam, etwa wie ein glücklicher Gedanke nach einem guten Frühstück? Die Hochfinanz läßt sich nicht überrumpeln, — auch dann nicht, wenn es ihr Vortheil ist; denn wichtiger als Alles ist ihr die Wahrung des Nimbus: was geschieht, muß durch sie geschehen. Das Amendement war also aller Wahrscheinlichkeit nach vorbereitet. An und für

sich ist gegen solches Verfahren nichts einzuwenden, das ja auch in den Parlamenten üblich ist, wenn die Regirungen ihre Entschlüsse mit dem Mantel des Volkswillens zu behängen wünschen. Nur gerade in einer Schutzvereinigung scheint das Verfahren mir ziemlich unangebracht. Für einen Beschluß von so grundsätzlicher Bedeutung mußte der Vorstand der Schutzvereinigung offen die Paternität auf sich nehmen; die Bereitwilligkeit, womit er das Kind adoptirte, ließ ja doch auf die intimste Beziehung schließen. Und der Umweg, auf dem das Kind ins Elternhaus kam, ließ Deutungen zu. Fern sei es mir, solchen Deutungen Raum zu geben; an dieser Transvaalbahnsache hat sich schon ein Redakteur der Kölnischen Zeitung die Finger verbrannt, weil er den einem Gerichtshof genügenden Beweis für eine persönliche Bezichtigung nicht zu führen vermochte. Thatsache ist, daß das „Amendement" alsbald zu großer Bedeutung gelangte, denn die amtliche londoner Kundmachung ließ erkennen, wie groß, wenigstens in der Theorie, die Gefahr für manche Aktien war. Vielleicht hätten sich doch mehr Aktionäre, deren Besitzergewissen auf eine mehrjährige Reinheit zurückblicken kann, gegen die Solidarität mit den übrigen gesträubt, wenn sie den vollen Umfang des Risikos gekannt hätten. Seitdem ist natürlich, mit der Unfallversicherung des Amendements im Rücken, nichts unversucht geblieben, um die theoretische Gefahr auszuschalten. Mit Chamberlain aber war schwer zu verhandeln und der Pessimismus überwog deshalb auch. Jetzt ist Chamberlain gegangen. In ganz England hat er die schwerste Hand. Sein Nachfolger muß also milder sein. Darum die Hausse in Transvaalbahnaktien. Wenn der Vorstand der deutschen Schutzvereinigung klug ist, läßt er verlauten, er selbst habe beim Sturz Chamberlains ein Wenig mitgewirkt. Dann wüßten die Aktionäre doch, wofür sie der Schutzvereinigung zu Dank verpflichtet sind.

Die Schutzvereinigung für die Transvaalbahnaktionäre soll mir Gelegenheit geben, nächstens eine höchst gelehrte Definition von dem Wesen einer Schutzvereinigung zu veröffentlichen; in der Finanzwissenschaft ist die Theorie ja ein Niederschlag der Praxis. Ein günstiges Zusammentreffen hat es gefügt, daß mir die letzten Tage noch manches ergänzende Material brachten, das meine Definition vor dem Vorwurf der Einseitigkeit bewahren wird. So kam mir, zum Beispiel, die endgiltige Gutheißung der türkischen Unifizirung gerade recht. Auch hier ist eine Schutzvereinigung deutscher Besitzer auf dem Plan erschienen; und welches erbauliche Schauspiel hat sie geboten! Nationale Schutzvereinigungen von Besitzern türkischer Titres hatten sich auch in anderen Ländern gebildet; keine aber war von so hervorragenden, so kenntnißreichen Männern geleitet wie die deutsche. Diese hatte das Glück, an ihrer Spitze Herrn Gwinner, den Ersten Direktor der Deutschen Bank, zu sehen. So lange Georg von Siemens lebte, trat Gwinner für das Auge der nicht zum Bau Gehörigen naturgemäß etwas zurück; doch wußten die Eingeweihten längst, daß er der spiritus rector der Deutschen Bank und der Schöpfer ihrer großen Erfolge im letzten Jahrzehnt geworden sei. Seit Siemens tot ist, erkennen allmählich auch die ferner Stehenden an, daß Gwinner an Kenntniß, Erfahrung und Geschäftssinn alle deutschen Finanzmänner überragt. Konnte sich eine Schutzvereinigung einen besseren, angeseheneren Präsidenten wünschen? Gewiß nicht. Doch leider wurde Herr Gwinner gerade an die Spitze einer Schutzvereinigung für Besitzer von Türkenwerthen gestellt. Wohl mochte es zu der komoedienhaften Entwickelung der ganzen Unifiziade

passen, daß in einer der Hauptpersonen des Stückes zwei Rollen vereinigt waren; aber Herr Gwinner ist nicht nur der fähigste, er ist, trotz allem Esprit, über den er verfügt, auch der seriöseste Mann, den unsere Haute Finance besitzt, und Keinen hat die lächerliche Verschleppung der Unifikation mehr geärgert als ihn. So wird sich denn vermuthlich Herr Gwinner selbst in der Doppelrolle, die ihm zugefallen war, unbehaglich gefühlt haben. Als Direktor der Deutschen Bank hatte er die Interessen des Institutes zu vertreten, die auf einen möglichst raschen, ungehinderten Abschluß des Unifikationgeschäftes gerichtet waren: denn bei diesem Geschäft war die Deutsche Bank hervorragend betheiligt. Als Präsident der Schutzvereinigung hatte er für die deutschen Besitzer von türkischen Titres und namentlich von Türkenlosen das Aeußerste zu erkämpfen, was zu erkämpfen war. Gwinner hat zweifellos nach bestem Wissen und Gewissen beiden Herren gedient und Alles durchgesetzt, was ihm erreichbar schien. Er selbst aber wird nicht bestreiten wollen, daß der Vertreter der englischen Besitzer, Babington Smith, im Kampfe für die Interessen seiner Mandanten erfolgreicher war. Smith forderte ohne Unterlaß; in keinem Augenblick zitterte er um das Gelingen der Unifizirung. Biegen oder brechen: Das war seine Parole. Von deutscher Seite hieß es: Biegen, aber nur nicht brechen! Das war der Unterschied. Und wer möchte behaupten, daß Smith, wenn zufällig das englische Hauptinteresse, wie das deutsche, auf die Lose gerichtet gewesen wäre, nicht am Ende doch eine bessere Behandlung der Lose erreicht hätte? Jedesmal, wenn die Engländer auf irgend einem Punkt bestanden, hieß es, das ganze, so mühsam der Vollendung nahegebrachte Werk sei von der Zerstörung bedroht; jedesmal gab dann die Pforte nach und schließlich wurde das Geschäft perfekt. Knapp vor Thorschluß hatte der Vorstand der deutschen Schutzvereinigung für nöthig gefunden, endlich doch eine Versammlung der deutschen Besitzer einzuberufen, nachdem er alle Mahnungen der Presse bis dahin unbeachtet gelassen hatte. Andere Länder waren mit solchen Versammlungen, durch die wenigstens die Form eines Plebiszites gewahrt blieb, längst vorangegangen. Nur in Deutschland erhielt sich auch äußerlich die Bevormundung bis in die zwölfte Stunde. In dieser Stunde mußte natürlich selbst dem laienhaftesten Laien die Bedeutungloſigkeit der Zusammenkunft klar vor Augen treten. Trotzdem hätte ich mir deren Verlauf etwas anders vorgestellt, als er wirklich war. Ich bedaure heute noch, daß ich nicht anwesend war. Es muß interessant gewesen sein, die Versammlung zu betrachten, die Gwinners Bericht lautlos anhörte und lautlos genehmigte, nachdem Monate lang in den Zeitungen das Recht der Besitzer auf Einberufung und Befragung temperamentvoll wie eins der droits de l'homme verlangt worden war. Dabei fällt mir ein: ganz lautlos ging die Sache doch nicht vor sich. Wie ich den Berichten über die Versammlung entnahm, raffte sich wenigstens ein Theilnehmer zu einer kleinen Ansprache auf. Es war aber kein Angriff, sondern eine Vertheidigung und klang in den obligaten Antrag aus, Alles gutzuheißen. Das durfte nicht so ganz ohne Vermittlung kommen. Wenn der Redner nur eine Mission ausführte, dann hat er insofern Pech gehabt, als kein Opponent vorausging. Ein gewandter Regisseur hätte dieses nothwendige Bindeglied nicht vergessen.

Schließlich hat jede Besitzerschicht die Schutzvereinigung, die sie verdient: so fing ich zu philosophiren an, als ich die Zeitungen mit dem Bericht über die Türkenversammlung weglegte. Aber mein Mitleid regte sich wieder, als der

Vorstand der Oeste de Minas-Schutzvereinigung seine Gemeinde zur entscheidenden Hauptversammlung einberief. An der Spitze dieser Schutzvereinigung steht die selbe Diskontogesellschaft, die vor vierzehn Jahren die fünfprozentigen Obligationen der brasilianischen Oeste de Minas-Bahn zu 98 unters Publikum brachte. Neun Jahre später gabs keine Zinsen mehr. Das hoffen wir bald wieder in Ordnung zu bringen, erklärte damals die Diskontogesellschaft. Bald? Ein volles Lustrum hats gedauert; und die verheißene Ordnung besteht nun in einer Kapitalskürzung um die Hälfte.

Es hat Etwas für sich, daß die Emissionstellen im gegebenen Fall auch den Schutz der Besitzer übernehmen. Mehr noch hat es gegen sich. In keinem Fall aber sollte ihnen in den Schutzvereinigungen der beherrschende, thatsächlich unkontrolirbare Einfluß gewährt werden, der ihnen nach heutigem Brauch stets zufällt. Ich denke natürlich nicht daran, etwa den Staat herbeizurufen, obwohl man logisch folgern könnte, daß die Staatsgewalt, die mit London über den Abfindungskurs von Transvaalbahnaktien verhandelt und Kriegsschiffe gegen Venezuela, den säumigen Zahler, entsendet, auch nach dieser Richtung eingreifen müßte. Aber auf irgend einem Wege sollte eine Instanz geschaffen werden, die die Geschäfte der Schutzvereinigungen von einem parteilosen oder, richtiger gesagt, vom einseitig parteiischen Standpunkte der zu Beschützenden aus besorgt.

Dis.

Dresden.

Nur ein Wörtchen über den dresdener Parteitag. Daß Marx aus den englischen Zuständen der vierziger Jahre mit hegelischer Dialektik den großen Umschlag konstruirte, war verzeihlich. Eben so verzeihlich war, daß die deutschen Sozialdemokraten noch in den sechziger Jahren, wo wir uns wirthschaftlich anglisirten, an den Zukunftstaat glaubten. Daß ihre Führer mit diesem Phantom die Arbeiter anlockten, war verdienstlich, denn wir brauchten die Erlösung des Vierten Standes vom Pseudoliberalismus und seine selbständige Organisation so nöthig wie das liebe Brot. Wenn aber Bebel heute noch an den Zukunftstaat glaubt, wenn er die neue große Partei der Lohnarbeiter, der kleinen Leute und aller Unzufriedenen im Bann der längst zerflossenen Illusion festhalten und die Revisionisten hinauswerfen will, die hoffentlich die Partei vor dem Schicksal bewahren, als eine lächerliche Narrenbande zu enden, so ist er wahnsinnig im technischen Sinn des Wortes, was ihn natürlich nicht hindern wird, noch manches Verständige zu sagen, da Gedankenreihen, die mit der fixen Idee nicht in Verbindung stehen, ganz logisch ablaufen können. Die merkwürdige Thatsache nun, daß die stärkste Partei im Deutschen Reich einen notorischen Narren zum Führer hat (es handelt sich wahrlich nicht blos ums Temperament, das Genosse Vollmar schonend vorschiebt, sondern hauptsächlich ums Denkvermögen), die muß doch öffentlich ausgesprochen und gebührend registrirt werden. Nebenbei sei angemerkt, daß es ein heroischer Akt der Feindesliebe war, den Unsinn gerade in der Hauptstadt Sachsens auszukramen. Getröstet werden sich die staaterhaltenden Spießbürger und Polizisten des Ländchens sagen: Also nicht ernsthafte Politik, sondern blos eine Narrenposse! Na, die währt ja nicht lange.

Neisse. Karl Jentsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert [illegible] in Berlin-Schöneberg.